

Gertraud Seiser

„I woäß es nu guat, zwöif oda vierzehn Sengstn samma gwen.“

Soziale Stratifikation und höfeübergreifende Arbeitsorganisation im Unteren Mühlviertel (1920–1980)

Mit der Formulierung: „Ich weiß es noch gut, zwölf oder vierzehn Sensen sind wir gewesen“, leitete 1989 eine Altbäuerin aus Unterweißenbach ihre Erzählung über die am Vortag des Geschehens erfolgte Ermordung von Bundeskanzler Engelbert Dollfuß am 25. Juli 1934 ein. Mehr als 30 Personen waren am Roggenfeld des Rauchschnabelhofes gerade beim Kornschnitt, als die Nachricht aus der Bundeshauptstadt die Hochlagen des Unteren Mühlviertels erreichte. Im Zusammenhang mit der Frage nach regionalspezifischen Agrarsystemen und der Arbeitsorganisation interessieren hier die großen Schnittermannschaften, mit denen die vergleichsweise kleinen Felder in den zwischen 600 und 1.000 Metern Seehöhe gelegenen Gemeinden des Gerichtsbezirks Unterweißenbach abgeerntet wurden. Dabei war der Kornschnitt keineswegs die einzige Tätigkeit im landwirtschaftlichen Jahreszyklus, für die mehrere Haushalte umfassende Arbeitsgruppen gebildet oder von den lokalen Akteurinnen und Akteuren für erforderlich gehalten wurden. Ebenso personenaufwändig wurden das Dreschen des Getreides, das Einbringen des Getreides in die Stadel und die Haferernte betrieben; in geringerem Ausmaß haushaltsübergreifend erfolgten Heu- und Kartoffelernte, diverse winterliche Tätigkeiten wie die Waldarbeit, die Aufbereitung von Flachs, Wolle oder Federn. Zwanzig und mehr Erwachsene stellten auch in der Zwischenkriegszeit eine Ausnahmekonstellation dar, aber sechs bis zehn Erwachsene und eine ebenso große Zahl an Kindern und Halbwüchsigen war bis in die 1970er Jahre hinein eine häufige und übliche Gruppengröße, die für die meisten der oben genannten Tätigkeiten charakteristisch war.

Ich möchte hier eine ethnografische Rekonstruktion der Zusammenarbeit und Arbeitsorganisation aus Perspektive der Akteurinnen und Akteure versuchen, die auf den Erhebungen für meine Diplomarbeit aus den Jahren 1986 bis 1993 beruht¹ und über weitere Forschungsphasen im Kontext anderer Projekte neue Aktualität erhalten hat. 2003 habe ich eine Feldforschung zum Selbstverständnis von Bauern in Bezug auf Agrarförderungen durchgeführt, und bin auf intensive Kooperationsformen zwischen Höfen gestoßen. Von April bis Dezember 2005 folgten umfangreiche Erhebungen im Rahmen des EU-Projektes KASS (*Kinship and Social Security*) in der Gemeinde Schönau, die ebenfalls ein dichtes Netz von auf Verwandtschaft, Nachbarschaft und Vereinswesen beruhenden Beziehungen zu Tage brachten.² Alle diese Erhebungen wurden im Gerichtsbezirk Unterweißenbach, Bezirk Freistadt, durchgeführt, dessen Gemeinden sich 1993 zum Regionalverband *Mühlviertler Alm* zusammengeschlossen haben. Die naturräumlichen Bedingungen für die Landwirtschaft sind aufgrund der niedrigen Temperaturen, der vergleichsweise geringen Niederschläge sowie der starken Hangneigungen in der Region nicht günstig. Die Bodenklimazahl, ein Indikator für die Ertragswahrscheinlichkeit einer be-

stimmten Fläche, weist für die Gemeinden der Mühlviertler Alm als geschlossenes Gebiet den niedrigsten Wert für das gesamte Produktionsgebiet Mühl- und Waldviertel aus.³ Die gesamte Region wurde daher als benachteiligtes landwirtschaftliches Gebiet und Berggebiet eingestuft. Etwa 90 Prozent der Bodenfläche der Gemeinde Unterweißenbach gehören zur Berggebiets-Erschwerungszone.⁴ Die Formen der Zusammenarbeit sind in einem konkreten ökologischen, ökonomischen und historischen Kontext zu sehen, der vorab kurz skizziert werden soll.

Ökonomische und politische Entwicklung der Region

Von Beginn der Neuzeit bis in das frühe 19. Jahrhundert stellte das Mühlviertel eine ausgesprochen dicht besiedelte Agrar- und Gewerbelandschaft dar. Die heutige Einwohnerzahl liegt in manchen Bezirken nicht viel höher als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, während sich die Bevölkerung des Bundeslandes Oberösterreich seither fast verdoppelt hat.⁵ Wie für traditionelle Agrargesellschaften charakteristisch,⁶ bestanden im Mühlviertel ab dem Mittelalter vielfältige Formen des bäuerlichen Nebenerwerbs, wobei Landwirtschaft und Gewerbe nicht klar zu trennen waren, insbesondere so lange die wirtschaftlichen Aktivitäten von lokalen Märkten und Subsistenzwirtschaft bestimmt blieben.⁷ Mit Ausnahme der Fuhrwerksdienste an der Salzstraße und der Donau standen die Gewerbe mit den natürlichen Ressourcen der Region (Wald, quarzreicher Granit, kalte Witterung und schlechte Böden) in Zusammenhang. Der Wald, der bis heute vor allem in den Gemeinden Liebenau und Weitersfelden im Besitz vormals adeliger Eigentümer steht, also Herrschaftswald im Gegensatz zu Bauernwald ist, bot Arbeit für Kleinhäusler und Bauern im Rahmen einer ausgeprägten Holzwirtschaft. Die Stämme wurden zu Mastholz für Segelschiffe verarbeitet, das bis nach Italien verkauft wurde, und zu Grubenholz für Deutschland.⁸ Holz wurde aber auch verköhlt und die dabei gewonnene Holzkohle zum Schmelzen des Quarzsandes verwendet, der im groben Weinsberger Granit manchmal in ganzen Quarzadern vorkommt. Die Ränder des Böhmerwaldes waren daher lange durch Glashütten geprägt, denen beispielsweise die Gemeinden Weitersfelden und Liebenau Ende des 17. Jahrhunderts einen raschen Aufstieg verdanken.⁹ Die Glasproduktion florierte bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Erfindung der Pressglaserzeugung in den USA 1827 zog den Niedergang der Mühlviertler Glasindustrie nach sich; dieser setzte ab 1845 ein und kam 1900 mit der Stilllegung der letzten Glashütte in Aigen zum Abschluss.¹⁰ Unter den Gemeinden der *Mühlviertler Alm* hatte Liebenau besonders stark durch den Niedergang der Glasindustrie zu leiden. Entlang der Flüsse Aist und Naarn befanden sich viele wasserbetriebene Hammerwerke und Mühlen, von denen einige ab 1900 zur Erzeugung von elektrischem Strom verwendet wurden. Durch die wasserbetriebenen Hämmer erreichte in den vergangenen Jahrhunderten das Schmiedehandwerk eine außergewöhnliche Ausdifferenzierung in hochspezialisierte Hacken-, Sensen- und Sichel schmieden. Auch die Schmiedeprodukte wurden für einen überregionalen, in manchen Fällen sogar internationalen Markt produziert.¹¹

Das Mühl- und das Waldviertel waren Zentren des Flachsbaus und der Leinenweberei in Österreich.¹² Flachs ist eine arbeitsintensive Pflanze, die kaltes Wetter und schlechte Böden bevorzugt. Sie wurde daher besonders erfolgreich in den hoch gelegenen Gebieten des Mühlviertels von Kleinbauern angebaut.¹³ Aus Flachs wurden in winterlicher Heimarbeit Zwirne gesponnen und Leinen gewebt, die der Region zeitweise zu wirtschaftlicher Prosperität verhalfen.¹⁴ Auf die hausindustrielle Blütezeit im 18. und im frühen 19. Jahrhundert folgte allerdings

keine industrielle Revolution, da Wolle und Leinen aufgrund der billigen Baumwollimporte an Bedeutung verloren, die Mechanisierung sich in anderen Gebieten schneller durchsetzte und die Verkehrsströme sich mit dem Eisenbahnbau in andere Gegenden verlagerten.¹⁵ Roman Sandgruber nennt das Mühlviertel daher ein „frühes Industrieland“, das der „industriellen Revolution zum Opfer fiel“¹⁶. Im Vergleich zum benachbarten Südböhmen und dem Waldviertel waren die gewerblichen Aktivitäten des Mühlviertels von einem „regelrechten Kahlschlag“ betroffen, der zu einer verstärkten Hinwendung zur Landwirtschaft führte. „Erst jetzt bekam das Mühlviertel seinen rein bäuerlichen Stempel aufgedrückt“, so Andrea Komlosy.¹⁷ Die Reagrarisierung im Mühlviertel war verbunden mit einer demographischen Struktur, die durch eine Kombination von hoher Geburtenrate und kontinuierlicher Abwanderung gekennzeichnet ist, und die seit 150 Jahren charakteristisch für die Region ist.¹⁸

Im 20. Jahrhundert machten die staatspolitischen Entwicklungen im Gefolge der zwei Weltkriege aus dem Mühlviertel ein innerösterreichisches Krisengebiet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Grenze zu Böhmen zur Staatsgrenze, und nach dem Zweiten Weltkrieg zur „toten“ Grenze. Die Zugehörigkeit zur sowjetischen Besatzungszone tat ein Weiteres: Die wirtschaftliche Entwicklung verzögerte sich dadurch um zusätzliche zehn Jahre. Carmen Halmdienst betont, dass erst die völlige Absperrung der Grenze nach 1945 das Mühlviertel in eine Krisenregion verwandelte, in der sich bis in die 1960er Jahre kaum Entwicklungschancen boten.¹⁹ Ab den 1930er Jahren erfolgte zudem eine rasche Industrialisierung des Zentralraums Linz, welche die alten, mit Landwirtschaft verbundenen Gewerbe bedeutungslos werden ließ, während gleichzeitig kaum Ansiedelung von Industrie oder modernem Gewerbe auf dem Land erfolgte. Bis 1955 vergrößerte sich dieser Abstand zwischen den rasch wachsenden Zentren und dem stagnierenden Hinterland noch, die Zahl der in der Industrie Beschäftigten wuchs im oberösterreichischen Durchschnitt mehr als doppelt so stark wie im Mühlviertel.²⁰

Zusammengefasst ergibt sich folgende Entwicklung: Im östlichen Teil des Mühlviertels bestanden ursprünglich traditionelle Nebenerwerbslandwirtschaften, das heißt, die Bevölkerung verband seit dem Mittelalter eine selbstversorgende Nahrungsmittelproduktion mit einem Einkommen aus am Hof durchgeführten Gewerben. Der landwirtschaftliche und der gewerblich-industrielle Sektor waren eng miteinander verschränkt. Erst mit der krisenhaften Entwicklung ab Mitte des 19. Jahrhunderts und nochmals verstärkt zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde ein erheblicher Teil der Betriebe zu Vollerwerbslandwirtschaften, die aufgrund der geringen Anbauflächen am Rande des Existenzminimums wirtschafteten.²¹ 1934 gehörten die Gemeinden des Gerichtsbezirks Unterweißenbach zu jenen, in denen zwischen 60 und 75 Prozent der Beschäftigten ausschließlich in der Landwirtschaft tätig waren.²² Der nach 1955 entstehende rege Pendelverkehr in den Zentralraum Linz spiegelt die schwache ökonomische Basis dieser bäuerlichen Betriebe wider.²³ Ab den 1960er Jahren pendelte ein ständig steigender Teil der berufstätigen Bevölkerung der Region entweder als Tages-, Wochen- oder Saisonpendler in die Industriegebiete, die kleinen Landwirtschaften wurden aber beibehalten. Diese Pendler arbeiteten in den 1970er Jahren fast alle bei der VÖEST, der Chemie Linz und in den Steyr-Werken. Die starke Subsistenzorientierung der Nebenerwerbsbetriebe – im Sinne einer Bedarfsdeckungswirtschaft ohne Kosten-Nutzenkalkül in Bezug auf die in die Landwirtschaft investierte familieneigene Arbeitszeit – hat lange eine Modernisierung verhindert. Das Pendeln in den 1950er bis 1980er Jahren nach Linz und Steyr bedeutete daher ein Pendeln zwischen der damals modernsten österreichischen Stahl- und Chemieindustrie und einem der am weitesten zurückgebliebenen landwirtschaftlichen „Hinterländer“.

Die letzten 20 Jahre waren von raschen sozio-politischen Veränderungsprozessen gekennzeichnet. Rationalisierungen und Privatisierungen im industriellen Bereich führten zu Frühpensionierungswellen und Massenentlassungen ab der Mitte der 1980er Jahre. Der Fall des Eisernen Vorhangs 1989 bewirkte ein völlig neues Raumgefühl in der Region. Man saß nicht mehr mit dem Rücken zur Wand, sondern sah sich plötzlich mit fremden Nachbarn konfrontiert, die vor allem als Konkurrenz um die knappen Arbeitsplätze wahrgenommen wurden. Der im selben Zeitraum erfolgende Ausbau der Straßen brachte die Stadt näher und verkürzte die Pendelzeiten. Dabei wurden insbesondere auch Ortsumfahrungsstraßen errichtet. Die Dorfzentren wurden dadurch zwar verkehrssicherer, sie verödeten aber auch. Kleine Geschäfte und Gasthäuser mussten schließen, aber auch Infrastruktureinrichtungen wie Postämter und Gendarmerieposten wurden aufgelassen. Die gleichzeitig erfolgenden massiven Konzentrationsprozesse im landwirtschaftlichen Sektor in Kombination mit Förderungsprogrammen, die regional eine Extensivierung der Bewirtschaftung nahelegten, führten zur Aufgabe unrentabler landwirtschaftlicher Flächen und in der Folge zu Verwaldung und Verbuschung einerseits, zur Begradigung und ‚Entleerung‘ der Landschaft andererseits.²⁴ Nicht nur die Steine und Feuchtwiesen verschwanden aus den Fluren, sondern auch die Menschen, die das Land unter Einsatz vorwiegend manueller Mittel bearbeitet hatten.

Betriebsstruktur, Landbewirtschaftung und Arbeitsorganisation in der Gemeinde Unterweißenbach

Anhand einiger Maßzahlen werden im Folgenden die Landbewirtschaftung und deren Veränderung insbesondere in der Nachkriegszeit kurz umrissen. Da sich die anschließende ethnografische Beschreibung der Formen der Zusammenarbeit bei der Getreideernte auf die Zeit zwischen 1920 und 1980 konzentriert, sollen die Zahlen eine Einbettung in größere Zusammenhänge ermöglichen. Zwischen 1946 und 1986 bestanden auf dem Gemeindegebiet von Unterweißenbach relativ konstant etwa 300 landwirtschaftliche Betriebe. Die 81 größten Höfe verfügten über 20 bis 50 Hektar Grundfläche. 1999 bestanden in dieser Größenklasse noch 76 Betriebe. Der überwiegende Teil der Landwirtschaften fällt in die Gruppe von 5 bis 20 Hektar Betriebsfläche. Zwischen 1946 (113) und 1970 (133) nahm die Zahl der Höfe in dieser Gruppe sogar zu, um dann bis 1999 auf 117 Betriebe abzunehmen. Bis 1986 bestand ziemlich genau ein Drittel der Landwirtschaften aus Kleinstanwesen mit weniger als fünf Hektar Grund und Boden. Von diesen gab zwischen 1986 und 1999 mehr als die Hälfte die Bewirtschaftung auf.²⁵ Verglichen mit den Veränderungen der Betriebsstruktur im gesamten Mühlviertel ist die Zahl der Betriebsauflösungen erstaunlich gering. Setzt man zum Beispiel die Gesamtzahl der 1990 bestehenden Betriebe auf einen Index von Hundert, so zeigt sich für Oberösterreich bis 1999 eine Reduktion der Betriebe um 22 Prozent, für das Mühlviertel um 20 Prozent und für den Gerichtsbezirk Unterweißenbach um 14,5 Prozent.²⁶ Für das Aist-Naarn-Kuppenland stellt Josef Aistleitner fest, dass dort die Zahl der Betriebe bereits zwischen 1951 und 1979 am konstantesten blieb, besonders die Klein- und Kleinstbetriebe hielten sich hartnäckig: „Dies ist umso erstaunlicher, als in diesen landwirtschaftlichen Ungunsträumen die Betriebe der unteren Größenkategorien seit jeher kaum lebensfähig waren, weist aber andererseits auf den immer schon notwendigen Nebenerwerb hin.“²⁷

Aus den Erhebungen landwirtschaftlicher Maschinen in der Gemeinde Unterweißenbach lässt sich ersehen, dass die große Umstellung auf maschinelle Arbeitskraft in der Landwirtschaft Ende der 1960er Jahre einsetzte. Gab es 1962 53 Dreschmaschinen in der Gemeinde, so waren es 1972 bereits 102 und 1977 129. Besonders aufschlussreich ist sicher die Anzahl der Traktoren, da diese doch bald auf jedem Hof die Pferde zumindest größtenteils ersetzten. 1953 besaßen zwei Bauern einen Traktor, 1962 bereits 38, 1972 schon 170; 1977 wurden 239 Traktoren gezählt, und bei der Maschinenzählung 1982 gab es 296 Traktoren. Die Technisierung der Landwirtschaft, die Ausstattung der Höfe mit Traktoren und sonstigen Arbeit sparenden Maschinen erfolgte im Untersuchungsgebiet im Vergleich zur gesamtösterreichischen Entwicklung mit etwa zwanzigjähriger Verspätung in den 1970er Jahren. Dies hatte einerseits mit der späten verkehrstechnischen Erschließung des Gebiets durch den Bau von Güter- und Zufahrtswegen zu tun, andererseits aber auch mit der technologischen Entwicklung im Landmaschinenbereich. Maschinen und Geräte, die auch in den Hanglagen der Berggebiete eingesetzt werden können, kamen erst viel später auf den Markt als in den Gunstlagen einsetzbare Maschinen.²⁸ In Bezug auf die Nutzung des Landes lässt sich zwischen 1950 und 1990 eine massive Verschiebung von Ackerland zu Wald bei einem annähernd gleichbleibenden Anteil an Weideland feststellen. Hubert Roiß²⁹ erklärt die Aufforstungen mit der Arbeitskräfteabwanderung Ende der 1950er Jahre, die zu einer Extensivierung aufgrund der noch nicht eingesetzten Mechanisierung führte. In den 1960er und 1970er Jahren löste die zunehmende Mechanisierung eine Phase der Umstrukturierung in Richtung einer Spezialisierung auf Milchwirtschaft aus,³⁰ die mit einer weiteren Arbeitsextensivierung verbunden war. Ein kleinerer Teil der Höfe konzentrierte sich in den 1970er Jahren auf Schweinezucht. Trotzdem blieben Voll- wie Nebenerwerbsbetriebe bis zum EU-Beitritt Österreichs fast durchwegs Mischbetriebe, wenn auch mit Schwerpunktsetzungen.

[Abbildung siehe Druckfassung]



Abbildung 1: Schnittern beim Friedrich-Glaneder (Foto: Gertraud Seiser, 1989)

Schniddan, die Roggenernte, und *Hoawanheign*, das Einbringen des Hafers, sind die zwei Getreideerntetätigkeiten, die es in der Mundart zu einem eigenen Begriff gebracht haben. Bis in die 1970er Jahre hinein wurden sie händisch von größeren Arbeitsgruppen erledigt. Eine Zeitreihe über den Anbau auf dem Ackerland in der Gemeinde Unterweißenbach zeigt die Bedeutung von Roggen und Hafer als dominante Getreidearten sowie die Abnahme des Getreideanbaus zwischen 1969 und 1979. 1969 wurden noch fast ausschließlich Hafer und Roggen kultiviert – Getreidesorten, die händisch geerntet wurden. 1979 sind Gerste und Weizen bereits massiv vertreten, und auf allen nicht zu steilen Hängen kam bereits der Mäh-drescher zum Einsatz. Vereinzelt wurde der Roggen noch bis 1990 geschnittert, seither sind die charakteristischen Kornmandl beinahe gänzlich aus der Region verschwunden.³¹

Tabelle 1: Anbau auf dem Ackerland in der Gemeinde Unterweißenbach

Feldfrucht	1950		1959		1969		1979		1986	
	ha	%								
Winterroggen	296,0	34,8	292,0	36,4	268,0	35,2	109,0	17,2	95,8	15,7
Sommerroggen	40,0	4,7	30,0	3,7	7,0	0,9	0,0	0,0	6,5	1,1
Gerste	0,0	0,0	7,0	0,9	60,0	7,9	167,0	26,4	166,3	27,2
Hafer	329,0	38,7	322,0	40,2	289,0	37,9	183,0	28,9	170,4	27,9
Weizen	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	33,0	5,2	29,6	4,9
Silomais	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	24,3	4,0
Menggetreide	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	21,7	3,6
Kartoffeln	90,0	10,5	99,0	12,4	109,0	14,3	118,0	18,6	79,1	13,0
Futterrüben	50,0	5,9	38,0	4,8	22,0	2,9	20,0	3,1	15,5	2,5
Flachs	36,0	4,2	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0
Mohn	3,0	0,3	4,0	0,5	1,0	0,1	0,0	0,0	0,0	0,0
Kraut	8,0	0,9	9,0	1,1	6,0	0,8	4,0	0,6	0,5	0,1
Gesamt	852,0	100,0	801,0	100,0	762,0	100,0	634,0	100,0	609,7	100,0

Quelle: Klambauer, Unterweißenbach, 87; Gemeindeamt Unterweißenbach

Das Mundartwort *Schnittern* oder *Schniddan* fasst verschiedene Tätigkeiten bei der Roggenernte zusammen, beginnend mit dem Mähen des reifen Roggens bis zum Aufstellen der „Kornmandln“, in denen das Stroh vor dem Transport in den Stadel trocknet. Zuerst wird der Roggen mit der Sense oder dem Motormäher³² gemäht, dann werden die Kornhalme zu Garben zusammengefügt und aufgelesen. Mit Bändern werden die Garben zusammengebunden, zuerst in Stumpfnähe und darauf in einem weiteren Arbeitsgang in der Nähe der Ähren. Die fertigen Garben werden in ganz bestimmter Weise aufrecht zusammengestellt. Die dabei entstandenen Garbenhaufen nennt man *Mandln*. Diese Tätigkeiten wurden typischerweise gleichzeitig von mehreren Personen verrichtet und bilden zusammen den Vorgang des Schnitterns. Geschnittert wurde niemals alleine. Die größten Schnittermannschaften, an denen interviewte Personen beteiligt waren, umfassten zwischen 35 und 40 Personen;³³ die aller kleinsten zwischen drei und vier. Diese Methode des Schneidens und Trocknens wurde in Unterweißenbach nur beim Roggen angewendet. Den Hafer hat man

g'heigt (geheut), ebenso wie später die Gerste und den Weizen. Das heißt, diese Getreidesorten wurden abgemäht, einmal gewendet, zum Trocknen zwei, drei Tage auf dem abgeernteten Feld belassen, dann mit Gabeln zu Zeilen auf dem Feld zusammengehäuft und anschließend in den Stadel gebracht. Wenn es in der Zwischenzeit regnete, mussten diese Getreidesorten weitere Tage auf dem Feld trocknen. Die Haferernte wurde ebenso personalaufwändig betrieben wie das Schnittern, allerdings wurden dabei andere Formen der Zusammenarbeit und der Arbeitsteilung praktiziert. Beim Schnittern arbeiteten gleichzeitig Vertreter und Vertreterinnen aller Generationen Verschiedenes. Die Tätigkeiten waren nach Geschlecht und Alter getrennt: Das Arbeitstempo wie die körperliche Anstrengung dabei wurde den verschiedenen Altersgruppen angepasst. Waren große Schnittermannschaften im Einsatz, wurden bis zu sieben Aufgabenbereiche gleichzeitig erledigt. Ganz anders hingegen war es bei der Haferernte, obwohl diese ebenso kollektiv in sehr großen Gruppen verrichtet wurde. Mit Ausnahme des Einbringens des Hafers, einer Tätigkeit, die dem Einbringen des Roggens in etwa gleicht, wurden dabei die Arbeitsvorgänge hintereinander erledigt. Zuerst mähten bis zu zehn und mehr Personen gleichzeitig das Feld, dann kehrte die Gruppe gleichzeitig den Hafer um, darauf gabelten eben diese Personen den Hafer zu Zeilen. Wichtig war, dass alle möglichst gleich schnell und gleich kräftig waren. Kinder oder ältere Menschen arbeiteten dabei nur auf den kleinen Feldern der armen Leute mit. Auf den größeren Feldern hätten sie das Tempo der gesamten Mannschaft gebremst. Es war wie beim Dreschen mit der Drischel – wer den Takt nicht halten konnte, wurde verjagt. Wie kamen diese Mannschaften aber zustande, wie wurden die einzelnen Personen konkret rekrutiert?

„Maria! Den Sonntag haben wir oft gefürchtet. Wenn der Vater heimgekommen ist [von der Kirche] – weil *dort* sollten wir Schnittern hingehen und *dort* sollten wir Schnittern hingehen!“³⁴ (Bäuerin)

Das wichtigste Kommunikationsforum des Dorfes war der Vorplatz der Kirche am Sonntag zwischen dem Ende der Frühmesse um acht Uhr und dem Beginn des Hochamtes um neun Uhr. Männer und Frauen standen räumlich getrennt in Gruppen vor der Kirche – auf der einen Seite die Frauen und Kinder und auf der anderen die Männer. Sie besprachen die Ereignisse der Woche, vereinbarten Abmachungen die Zusammenarbeit betreffend und schlossen Geschäfte ab. Das Einladen der noch benötigten Hilfskräfte beispielsweise zum Schnittern war die Angelegenheit des Bauern, und er war es auch, der gefragt wurde, ob beispielsweise seine Kinder Zeit hätten. Es war allgemein bekannt, auf welchem Hof wie viele arbeitsfähige Personen zur Verfügung standen, und die Bauern verfügten bis in die 1970er Jahre über die Arbeitskraft dieser Personen. Die Einladung erfolgte unter Verwendung einer formelhaften Bitte: „Ich bitte darum, ob nicht zwei Zeit haben zum Schnittern“, oder: „Eine/r, je nach dem, wie viele Leute du halt gebraucht hast.“³⁵ Aus den Interviews geht hervor, dass die Angesprochenen diese Einladungen kaum abschlagen konnten, und sehr häufig sind die Klagen darüber, dass „*ma oiwei foatgeh haum messn*“ (wir immer [zur Arbeit] fortgehen mussten). Eine Kleinbäuerin schildert, dass sie selbst oft Sonntagnacht im Mondschein geschnittert hätten, um die Verpflichtungen zur Nachbarschaftshilfe, die der Vater vereinbart hatte, auch einhalten zu können. Die Tochter eines Großbauern erzählt, der Vater sei „wie ein Narr“ gewesen, und hätte sie überall hingeschickt zum Schnittern, „nur für ein *Vergelt's Gott*“, das heißt, ohne materielle Entschädigung. Auf einem anderen großen

Hof beeilte man sich besonders, um dann auf die anderen Höfe geschickt zu werden. Zuerst wurden die Nachbarn und die zugehörigen Häusler³⁶ eingeladen und dann, waren noch mehr Arbeitskräfte erforderlich, weiter entfernt lebende Verwandte. Es scheint ein Ding der Unmöglichkeit und durchaus mit sozialen Sanktionen wie Prestigeverlust behaftet gewesen zu sein, anderen bei solchen Arbeiten einfach nur zuzusehen. Über Häuslerfrauen, die nicht *foatgaunga* (fortgegangen) sind, also am Schnittern auf fremden Höfen nicht teilgenommen haben, wurde sehr abfällig gesprochen. Sah man auf den umliegenden Hängen eine Gruppe am Schnittern und hatte selbst nichts Zwingendes zu tun, so schien es eine Selbstverständlichkeit, seine Sichel oder Sense zu holen und sich auf den Weg zu machen. Besonders von Häuslern, die mit einem bestimmten Bauernhof ökonomisch assoziiert waren, erwartete man unaufgefordertes Kommen.³⁷

Die Arbeitsteilung innerhalb einer Schnittermannschaft folgte klaren Regeln, die alle Arbeiten nach Prestige, Geschlecht und Alter zuordenbar machten. Im Verantwortungsbereich der Bäuerin und der Altbäuerin lag es, für die oftmals große Anzahl von *Schmidda* ausreichend Essen vorzubereiten. Dies war aufgrund der häufig herrschenden Armut und der mangelnden Konservierungsmöglichkeiten nicht leicht. Fleisch gab es sehr wenig – selten ein Stück Speck zur Jause am Nachmittag. In der Hauptsache wurden Butter und Topfen, sowie die so genannten *Schniddakroapfa* (Krapfen) gereicht. Da mit dem Schnittern erst gegen Mittag begonnen wurde, war die erste Mahlzeit am Nachmittag zur Jause fällig. Das Essen (Butter, Topfen, erkalteter, gekochter Speck, so vorhanden) brachte man im *Zega*, dem Tragkorb; die Getränke (Most, kalter Malz- oder Zichorienkaffee mit viel Milch) in der *Pitschn*, so nennt man Blechkannen in verschiedenen Größen mit Henkel, auf das Feld. Das Essen wurde entweder von der Altbäuerin oder der Bäuerin und den kleinen Kindern geholt oder gebracht. Waren kleine Kinder im Vorschulalter beim Schnittern dabei, so pendelte meist die gesamte Kindergruppe zwischen Feld und Haus mit der *Mostpitschn* hin und her, um den permanenten Getränkenachschub zu gewährleisten, und die Mannschaft nicht bei der Arbeit zu stören. Das Abendessen fand nach Einbruch der Dunkelheit im Haus statt.³⁸ Waren ausreichend viele Schnitter vorhanden, blieb die Altbäuerin oder die Bäuerin³⁹ zu Hause, backte Krapfen, versorgte das Vieh, molk die Kühe und wachte über die Kleinkinder. Besonders, wenn große Schnittermannschaften beisammen waren, wurde so lange wie möglich gearbeitet: „Sobald jemand Schnitter gehabt hat, ist etwas los gewesen dort“.⁴⁰ Von verschiedenen Fällen wurde berichtet, in denen bis Mitternacht geschnitten wurde. Dies war meistens bei größeren Bauern der Fall, und wurde auch von anderen Bauern mit Missbilligung kommentiert: „Die Bauern versuchten die Leute auszunutzen, wo sie konnten“.⁴¹

Wie lange geschnittert wurde, war Angelegenheit des *Voamahdas* (Vormähers), des ersten Mähers. Er bestimmte das Tempo der gesamten Schnittergruppe und wenn er die Sense niederlegte, war dies das allgemeine Zeichen zum Aufhören. Diese Funktion erfüllte entweder der Bauer selbst oder, sofern vorhanden, der erste Knecht. Der Bauer war entweder der „Anführer“ der Mäher oder, war er schon älter, der „Anführer“ der Mandler. Das Mähen mit der Sense gilt als die anstrengendste Arbeit am ganzen Schnittern. Mit der Sense haben fast immer Männer gemäht, und die Größe der gesamten Erntemannschaft wurde nicht nach der Anzahl der Gesamtpersonen, sondern nach der Anzahl der Sensen bemessen. Darauf bezieht sich die Formulierung der Altbäuerin: „I woaß es nu guat, 12 oda 14 Sengstn samma gwen“, mit der ich diesen Artikel betitelt habe. Nur wenn zu wenige Männer waren, haben auch Frauen gemäht:

„Meistens waren es nur die Männer, nur wenn zu wenige Männer waren – das Aufstellen der Mandln, das haben ja auch die Männer gemacht – haben auch Frauen gemäht. Ja, das weiß ich noch gut, weil als wir geheiratet haben, die ersten Jahre war es auch noch so.“⁴²

Mit jedem Mäher arbeitete mindestens eine Aufheberin zusammen. Ihre Aufgabe bestand darin, das umgeschnittene Korn mit der Sichel⁴³ zu Bündeln, den Garben, zusammenschieben und auf das bereits vorbereitete *Bandl* zu legen. Immer wieder gab es Beschwerden der Aufheberinnen über die Mäher, von denen manche keine Rücksicht auf sie nahmen. Manche Mäher waren sehr berüchtigt und keine wollte mehr mit ihnen arbeiten: „Der Großvater hat eine sehr große Sense gehabt, niemand wollte ihm mehr aufheben helfen – keine wollte mehr.“ Meist war aber nicht besonderer Fleiß der Mäher, sondern die mangelnde Beherrschung der Sense das Problem der Aufheberinnen.⁴⁴ Durch den Einsatz des Motormähers hat sich die Zahl der Personen, die mit dem Mähen beschäftigt waren, auf zwei reduziert. Einer fuhr mit dem Motormäher und ein zweiter stieß mit einer Stange das Korn weg, damit es sich auf die richtige Seite legte. Der Motormäher mähte in beide Richtungen, das heißt, er fuhr hin, kehrte um und fuhr auch wieder zurück. „Aber ich sage dir, da hast du den Motormäher nicht aufhalten dürfen, der ist umgekehrt und es ist wieder dahingegangen. Da musste beim Aufheben auch gelaufen werden.“ Da die Anzahl der benötigten Männer sank, aber eher mehr Aufheberinnen gebraucht wurden, mussten – waren genug da – auch die Männer aufheben: „Mit dem Motormäher, da haben die Männer auch oft aufgehoben, nicht nur die Frauen.“

Das Herstellen der *Bandl* (Bänder, mit denen die Garben gebunden wurden) war Aufgabe der sogenannten Bandlmacher, meistens „Kinder – oft schon die Zweitklassler. Da mussten die sehr kleinen Kinder bereits arbeiten.“⁴⁵ Die *Bandlmoacha* gingen vor den Aufheberinnen her, diese mussten ja die Garben bereits auf die fertigen Bänder legen.

Diese Bänder herzustellen gab es zwei Möglichkeiten. Die eine, *g'schwindere* (schnellere), bestand darin, eine Hand voll Halme entweder mit der Sichel abzuschneiden, oder aus dem umgeschnittenen Korn zu ziehen. Die Halme nimmt man an ihrem unteren Ende mit dem Stumpf nach oben mit einer Hand und verdreht sie mit einer kreiselnden Bewegung des Armes. Die andere, ältere Art war komplizierter: Eine etwas größere Menge Halme wurde mit der rechten Hand unter der rechten Achsel mit den Ähren nach hinten eingeklemmt und verdreht. Danach drehte man das Büschel um – jetzt stand der Stumpf nach hinten –, klemmte es wieder unter die Achsel und verdrehte es nochmals. Das so verzwirnte Halmbüschel wurde dann mit beiden Händen genommen, von den Stielenden an zweigeteilt, der Strang am verzwirnten Ende nach innen gebogen, so dass die Ähren alle auf einer Seite vom Band weg zu liegen kamen. Eine Kleinbäuerin erläutert: „Eine Ähre hast du nicht hineindrehen dürfen. Jesus! Das wäre schlimm gewesen, weil dann die Körner ausgefallen wären.“

Bei der älteren und sorgfältigeren Art, die *Bandl* zu machen, mussten die Ähren des *Bandls* in dieselbe Richtung wie die Ähren der Garben weisen: „Du hast die Bänder sofort richtig hinlegen müssen. Darauf haben wir Wert gelegt. Ansonsten wären, wenn es geregnet hat, die Ähren der Bänder am Boden aufgelegt und hätten sofort zu wachsen begonnen. Aber so haben sie hinauf zu den Ähren geschaut.“ Dieses Wertlegen auf jede einzelne Ähre, die nicht verloren gehen darf, die nicht auf dem Boden aufliegen darf, da sie sonst bei Regenwetter zu keimen beginnen würde, ist spürbarer Ausdruck einer Ökonomie des Mangels.

Norbert Ortmayr berichtet in seiner Untersuchung der unterbäuerlichen Bevölkerung einer Gemeinde im Bezirk Grieskirchen vom Sammeln der Restähren auf den abgeernteten Getreidefeldern der Bauern.⁴⁶ Diese Art der Zugeständnisse an die Armen wird von den Alten für die hiesige Gegend nicht erinnert: „Hier weniger, im Flachland, da ist halt schlampig gearbeitet worden. Hier haben die Leute eh sehr ordentlich gearbeitet, da ist nichts liegen geblieben.“ Obwohl in der untersuchten Gemeinde beträchtliche Unterschiede zwischen den großen Bauern und den Kleinhäuslern bestanden haben, so waren sie doch nicht so groß wie in den fruchtbaren Gebieten: „Ja früher, wenn sie sich ein Schwein gefüttert haben, mussten sie es verkaufen, um die Steuern wieder bezahlen zu können – die Bauern waren oft sehr arm.“⁴⁷ Nicht so groß insofern, als in schlechten Jahren der Hunger in den langen Wintermonaten allgemein wurde, der die Großen wie die Kleinen heimsuchte. Wurde etwas liegengelassen, so war dies ein bewusster Akt: „Na, ich weiß noch, früher, eine Schwester hat ein *Goßhaisl* (Kleinhäusel mit ein paar Ziegen) gehabt. Da hat ihr die Mutter immer beim Schnittern die Halme rechen lassen. Dann hat sie es sich ein wenig gedroschen, damit sie Stroh gehabt hat für das Schwein und einige Körner.“

Die auf den Bändern liegenden Kornhaufen wurden in der Folge zu Garben gebunden. Bei ausreichend großen Schnittermannschaften war dies die Aufgabe der zwischen zehn und vierzehn Jahre alten Kinder. Bewegten sich die Mäher mit ihren Sensen oder der Motormäher quer zum Hang, so arbeiteten die Binder vorzugsweise von unten nach oben, das Gesicht dabei dem Hang zugewandt. Sie banden also mehrere liegende Garbenreihen von unten nach oben, kehrten ohne zu arbeiten nach unten zurück und banden erneut bis oben. Um ein optimales Austrocknen der Garben zu gewährleisten, wurden sogenannte *Mandln* oder *Puppn* gemacht. Zuerst wird eine Garbe aufgestellt und ungefähr auf zwei Drittel ihrer Länge umgebogen. Diese Garbe wird *Bog* (Bock) genannt. Darauf wird immer entsprechend der Hanglage zuerst unten und dann oben eine Garbe hinzugelegt, danach eine rechts und eine links, darauf in die vier Zwischenräume wieder jeweils eine Garbe. Zuletzt kommt der sogenannte *Huat* (Hut) hinzu. Dazu wird eine Garbe kurz nach dem Bund – dort wo sie unten zusammengebunden worden war – abgeknickt, damit sie mit dem Knick an der Spitze des Mandls zu liegen kommt. Der Hut sollte ein Nasswerden der Garben und dadurch ein Auswachsen der Ähren infolge einer längeren Regenperiode verhindern. Fast alle Garben mit Ausnahme des Bockes und des Hutes wurden von den Mandlern ein zweites Mal gebunden und zwar etwa 20 Zentimeter unterhalb der Ähren. Dieser Vorgang wird *Schwanzln* oder *Schwoafn* (einen Schwanz oder Schweif machen) genannt. Das Mandln war traditionell Männerarbeit, aber die Arbeit der älteren Männer. Nur wenn es besonders *drawi* (eilig) war, half der Rest der Kornerntemannschaft mit. *Drawi* wurde es vor allem dann, wenn infolge einer längeren Schlechtwetterperiode das Korn bereits überreif war und innerhalb kürzester Zeit geerntet werden musste, alle Männer mit der Sense schnitten und nur wenige zum Mandln da waren. Ein weiterer Fall war dann gegeben, wenn am Nachmittag plötzlich ein Gewitter drohte und die Mandler nicht *glecka* mochten. *Glecka* ist ein Ausdruck dafür, wenn jemand in der Lage war, die zu verrichtende Arbeit in der dafür erforderlichen Zeit zu erledigen. Im Vergleich zum Handhaben der Sense gilt das Mandln als wenig anstrengend, obwohl die Belästigung durch die *Gradn* (Grannen), die Hände und Arme dabei zerkratzen, als besonders unangenehm beschrieben wird.

Da beim Schnittern, beim *Hoawanheign*, beim Einbringen der Ernte in den Stadel oder beim Dreschen immer eine größere Anzahl von Menschen zusammenarbeitete, wurde von

[Abbildung siehe Druckfassung]



Abbildung 2: Mandln Anfang der 1980er Jahre (Foto: Familienbesitz Oberlindnerhof)

den einzelnen die Arbeit dann als schön oder angenehm empfunden, wenn der Rhythmus der Zusammenarbeit stimmte. War in einem Bereich die Vorarbeit schlecht geleistet worden und traten dadurch Verzögerungen im Gesamtablauf ein, so war dies mit starkem Stress für die Person verbunden, die an den Verzögerungen schuld war. In Zusammenhang mit den verschiedensten Arbeitsgängen wiederholte sich der Satz: „Da durftest du die anderen nicht aufhalten“.⁴⁸ Die Gruppe der gemeinsam Arbeitenden bildete eine Einheit. Das Tempo wurde durch die Langsamsten in der Gruppe bestimmt. Wenn es möglich war, wurden diese zu Arbeiten eingeteilt, die außerhalb des Rhythmus des gesamten Teams lagen. In der Gruppe mithalten zu können, bedeutete Prestige, das Kindern wie Alten, Männern wie Frauen einen bestimmten Ort im Arbeitsprozess gab. Beim Dreschen gab es beispielsweise Tätigkeiten, die bereits bei der Zuteilung der Arbeit auf das Sozialprestige der Einzelnen in der Dreschergruppe anspielten. Als besonders widerlich, aber nicht sehr anstrengend, galten der Abtransport der Grannen und das Schlichten des ausgedroschenen Strohs. Diese Tätigkeiten waren noch staubiger, schmutziger und kratziger als die restliche Arbeit und sie wurden den *Poatscherln* zugeteilt, Personen also, die aufgrund körperlicher oder sozialer Merkmale in der lokalen Hierarchie am niedrigsten eingeordnet wurden. Auf der Plattform (der „Bühne“) der motorbetriebenen Dreschmaschinen (der „Drishkästen“) leisteten Frauen die Zuarbeit, „Einlasser“ waren die Männer. Letztere schnitten die Bänder der Garben auf und beförderten das Dreschgut in den Einfütterungsschacht der Maschine. Das Wegtragen der gut fünfzig Kilogramm schweren Kornsäcke in den Getreidespeicher, der sich in der Regel im ersten Stock des Haupthauses befand, war die prestigeträchtige Arbeit des Bauern selbst. Die Altbäuerin

oder die Bäuerin waren an den Dreschtagen vollauf mit der Nahrungsmittelversorgung der Drescher beschäftigt, denn die Drescher bekamen fünf Mahlzeiten am Tag.

Die Formen der Zusammenarbeit im Kontext von sozialer Stratifikation, Verwandtschaft und Nachbarschaft

Den Formen der Zusammenarbeit im Untersuchungsgebiet möchte ich einige allgemeine Bemerkungen zu den Charakteristika der ‚vorindustriellen‘⁴⁹ bäuerlichen Familienstruktur und Arbeitsorganisation voranstellen, wie sie von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der Volkskunde für West- und Mitteleuropa herausgearbeitet wurden. Betrachtet man die Familienstruktur unter dem Aspekt der Residenzeinheit, so fanden sich in einem Haushalt durchschnittlich zwei bis drei Generationen, eventuell mit unverheirateten Geschwistern des Bauern.⁵⁰ Im Untersuchungsgebiet lebten im Normalfall drei bis vier erwachsene Personen – einschließlich des Altbauernehepaars – auf einem Hof, zwischen denen ein ausgeprägter Arbeitszusammenhang⁵¹ bestand. Kennzeichnend für das bäuerliche Wirtschaften war die Einheit von Produktion, Konsumtion und Familienleben mit lohnlos mitarbeitenden Familienangehörigen, dem in den Haushalt integrierten Gesinde⁵² und der Herrschaft des Hausvaters⁵³ über alle zusammenlebenden Personen.⁵⁴ Otto Brunner hat für diese Sozialform den Begriff des „ganzen Hauses“ vorgeschlagen.⁵⁵ Immer wieder hervorgehoben wird die von Tschajanow⁵⁶ erstmals analysierte Eigenschaft dieser bäuerlichen Familienwirtschaften, sich in ökonomischen Krisen aus den Marktverflechtungen (teilweise und kurzfristig) zurückziehen zu können und – indem der Arbeitseinsatz erhöht und das Konsumniveau reduziert wird – den Hof als Lebensgrundlage für die Zukunft zu erhalten.⁵⁷ Zumindest bis zum Ende der 1950er Jahre⁵⁸ lassen sich im Untersuchungsgebiet viele Belege für diesen familienwirtschaftlichen Charakter des ökonomischen Handelns der bäuerlichen Bevölkerung finden.

Unter dem Aspekt der Zusammenarbeit zu bestimmten saisonalen Arbeitsspitzen realisierten sich weitere Verwandtschaftsbeziehungen, in denen sich Verwandtschaft mit räumlicher Nähe traf. Von den Befragten selbst werden diese Arten der Zusammenarbeit in bestimmte Begründungszusammenhänge gestellt. Wer beispielsweise bei der Roggenernte mithalf, war nicht zufällig und dem individuellen Belieben überlassen, sondern eingebettet in ein System von Rechten und Pflichten. Hier soll nunmehr versucht werden, einige der Phänomene, die immer wieder mit der Zusammenarbeit in Verbindung gebracht werden, genauer zu fassen. Es sind dies die soziale Stratifikation, die Übertragung des Patrimoniums auf die nachfolgende Generation, das Hofdenken, Verwandtschaft und Nachbarschaft. Alle diese Phänomene sind untereinander eng verflochten; wo es möglich ist, wird versucht, diese Verflechtung herauszuarbeiten. Die bäuerliche Gesellschaft des Untersuchungsgebietes war und ist stratifiziert und die Ressourcen der landwirtschaftlichen Betriebe sind sehr unterschiedlich. Das, was von der einheimischen Bevölkerung als „Haus“ bezeichnet wird, beginnt mit zirka 1.000 Quadratmetern Grund und Boden und reicht bis zu 50 Hektar Betriebsfläche. Dementsprechend bestanden zwischen diesen Häusern auch enorme Unterschiede in der Fähigkeit, für die jeweiligen Haushaltsmitglieder eine existenzsichernde ökonomische Basis zu bieten, und auch im Sozialprestige.

In der Literatur zu diesem Thema wird zwischen Vollbauern und ländlicher Unterschicht oder unterbäuerlicher Bevölkerung⁵⁹ getrennt. Wie Michael Mitterauer ausführt, gab es his-

torisch keine autochthone zusammenfassende Bezeichnung für diese Gruppen.⁶⁰ Im Untersuchungsgebiet wird zwischen *großi Baun*, *mittlari Baun*, *kloani Eachta*, *Kuahaisl*, *Goaßhaisl* und *Deastleit* unterschieden. Die Grenze zwischen den *Vollbauern* und der *ländlichen Unterschicht* ist fließend. In den späten 1970er Jahren hat sich diese Grenze auch immer wieder verschoben – abhängig vom gesamtgesellschaftlichen Kontext und abhängig von der Größe des Haushalts, der zu versorgen war. Ein weiteres klassifikatorisches Problem stellen das Gesinde, die Inwohner, die Altbauern im Ausgedinge und die Einleger dar, insgesamt also jene Personengruppen, die im Haushaltsverband eines Hauses oder Hofes lebte, aber nicht der Kernfamilie angehörte. Je nachdem, ob man sie über das Alter, die Verwandtschaft oder den relativen sozialen Status einer Schicht zuordnet, ob man zeitliche Längs- oder Querschnitte anlegt, können die Ergebnisse der Zuordnung ganz unterschiedlich ausfallen. Ein Teil dieser Unsicherheit in der Zuordnung – insbesondere zwischen Bauern und Gesinde – ist auf das Spannungsverhältnis zwischen Hofgröße und Familienverfassung zurückzuführen, auf das ich in der Folge etwas näher eingehen möchte. Ein besonderes Charakteristikum der nord-, west- und mitteleuropäischen ländlichen Familienverfassung war das Vorherrschen der Kernfamilie, verbunden mit und ausgelöst durch hohes Heiratsalter. Dadurch wechselte das Verhältnis zwischen Konsumenten und Produzenten im Laufe des Familienzyklus, während die Fläche des zu bearbeitenden Bodens konstant blieb. War ein Bauernpaar jung verheiratet, die kleinen Kinder noch nicht arbeitsfähig, die alten Eltern im Ausgedinge zu betreuen und zu versorgen, entstand großer Bedarf an familienfremden Arbeitskräften. Anders war die Situation etwa 15 Jahre später. Die Alten waren gestorben, die Kinder alle arbeits-, aber noch nicht heiratsfähig. Ein Hof mit vielen Kindern war imstande oder gezwungen, Arbeitskräfte abzugeben.⁶¹ Die „zentrale Funktion des Gesindes“ war nach Heidi Rosenbaum „demnach die eines Ersatzes für fehlende kindliche Arbeitskraft.“⁶²

Wie kam aber diese vorherrschende Kernfamilie immer wieder zustande? Das zentrale Ereignis auf der Ebene von Abstammung und Nachfolge ist die Übertragung des Patrimoniums auf die nächstfolgende Generation.⁶³ Das Untersuchungsgebiet gehört in das Verbreitungsgebiet von Anerbenrecht mit Ultimogenitur; in Bezug auf das Eigentumsrecht findet sich durchgängig die Form des Ehegattenhofes. Die Art und Weise des Erbgangs hat unmittelbare Auswirkungen auf die Sozialstruktur der bäuerlichen Gesellschaft, ja sie produziert diese gewissermaßen. Die Möglichkeiten, die die einzelnen Personen einer Geschwistergruppe haben, werden somit durch zwei Faktoren ungleich verteilt: durch die Entscheidung, wer den Hof erbt, und auch durch die matrimonialen Strategien. Homogamie (Wahl des Heiratspartners aus im gegenständlichen Fall ökonomisch gleichgestellten Familien)⁶⁴ ist ein Mittel, gesellschaftliche Ungleichheit zu reproduzieren: Jene Kinder aus einer Geschwistergruppe, denen es nicht gelang, in einen ähnlich großen Hof einzuheiraten, wurden zum sozialen Abstieg gezwungen. Dies ist natürlich aus der Perspektive der Hofbesitzer und nicht aus der Sicht jener Personengruppen gesehen, die sich bereits weiter unten in der sozialen Hierarchie befinden. Vor der Heirat und Hofübergabe war die letztendliche soziale Verortung der einzelnen Bauernkinder unklar. Ob jemand Herr oder Knecht auf einem größeren Hof sein würde, entschied sich aufgrund des Heiratsalters erst um das dreißigste Lebensjahr herum. Ich will diese theoretischen Aussagen durch einige Beispiele illustrieren.

Am Wögererhof erfolgte die Hofübergabe 1920. Die Kinder kamen 1921, 1922 (zwei Mädchen), dann 1924, 1927 und 1929 (drei Buben). „Bis 1937 waren ein Knecht und eine Magd am Hof, dann mussten wir Kinder das machen. Zuerst die Mädchen bis 1952 und

dann ich bis 1961“, erzählt der Sohn, der 1927 geboren ist und 1961 den Hof übernahm. Die älteste Tochter heiratete einen verwitweten Bäcker mit sieben Kleinkindern in einem dreißig Kilometer entfernten Dorf, die zweite einen Bauern im Untersuchungsgebiet. Der älteste Sohn ehelichte eine Hoferbin in der unmittelbaren Nachbarschaft, der Jüngste wurde als zu schwach und kränklich empfunden, um den Hof zu übernehmen. Er machte in Linz eine Lehrausbildung und heiratete eine Häuslertochter.

Ähnlich verhielt es sich auch am Lindnerhof. Bei der Geburt von Lini 1934 war noch eine Magd am Hof. Dann übernahmen ihre älteren Schwestern diese Funktion. Als Lini 1948 mit 14 Jahren die Schule beendete, kamen gleich zwei Bauern aus der näheren Umgebung fragen, ob sie nicht als *Dirn* zu ihnen gehen wolle. Ihr Vater hat sie dann dorthin gegeben, wo sie seiner Ansicht nach dringender benötigt wurde. Zu Lichtmess (2. Februar), dem Tag des allgemeinen Dienstbotenwechsels in West- und Nordösterreich,⁶⁵ ging sie von zuhause fort. Allerdings währte ihre Zeit als Stalldirn am fremden Hof nur kurz. Bereits im März heiratete ihre Schwester und sie musste sofort zu Hause deren Platz einnehmen. Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg charakterisiert sie folgendermaßen: „Wer jemanden brauchte, musste sich bemühen, damit er jemanden bekam.“⁶⁶ Ihr ältester Bruder fiel im Zweiten Weltkrieg, der zweite kehrte nach kurzer Kriegsgefangenschaft zurück, arbeitete einige Jahre als Knecht am Hof und ging später als Arbeiter nach Linz. Anlässlich seiner Hochzeit kaufte ihm sein Vater ein Grundstück zum Hausbau. Die älteste Tochter ehelichte einen nahe wohnenden Hoferben, die zweite arbeitete fast fünfzehn Jahre am Hof ihrer Eltern, bevor sie eine Liebesheirat mit einem nichterbenden Bauernsohn durchsetzte, der sich zum damaligen Zeitpunkt in einem Gewerbebetrieb als Rossknecht verdingte. Auch sie erhielt zur Hochzeit ein Grundstück für ein *Kuhhäusl*. Lini ehelichte den benachbarten Hoferben, und der jüngste Sohn übernahm nach seiner Heirat mit einer Nachbarstochter den Hof. Von den zehn hier beschriebenen Bauernkindern, die alle zwischen 1952 und 1961 heirateten, erbten zwei den elterlichen Hof; beide ehelichten unmittelbare Nachbarstöchter. Vier weitere heirateten in Bauernhöfe in ein bis fünf Kilometern Entfernung ein, eine in einen Gewerbebetrieb und drei gründeten Arbeiterhaushalte mit angeschlossener Subsistenzproduktion, mit ein bis zwei Kühen, ein bis zwei Schweinen und Ziegen. Zumindest eine der drei Arbeiterfrauen arbeitete bis ins Jahr 2000 hin und wieder bei umliegenden Bauern. Die Tierhaltung haben alle drei Kleinhäusler im Laufe der 1970er und 1980er Jahre aufgegeben.

Will man nun schichtspezifische Zuordnungen machen, so sind die enormen Veränderungen in wirtschaftlicher und prestigemäßiger Hinsicht zwischen Bauern und Arbeitern im Mühlviertel der letzten vierzig Jahre unbedingt zu berücksichtigen. Was sich zum Zeitpunkt der Verehelichung der drei erwähnten Bauernkinder (zwischen 1952 und 1956) im Verhältnis zur Herkunftsfamilie sicherlich als enormer sozialer Abstieg darstellte, änderte sich im Laufe der darauffolgenden zwanzig Jahre grundlegend. Über die sozialen Kategorien oder Schichten selbst herrschte um 1990 herum noch weitgehende Übereinstimmung unter den Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen. Die Merkmale, welche die Befragten als ausschlaggebend für die Einteilung in Besitzklassen oder soziale Schichten nannten, waren die Hofgröße und die Ausstattung mit Zugtieren, bei kleineren Häusern mit den dominanten Haustieren. Sie beruhten allerdings auf einer Grundlage, die schon zwischen 1955 und 1960 ihre materielle Basis weitgehend verloren hatte. Folgende autochthone soziale Kategorien wurden mir genannt:

Großi Baunhaisa (große Bauernhäuser) besaßen mehr als zehn Kühe, zum Einspannen waren Pferde vorhanden. Eine Klassifizierung nach der Größe von Grund und Boden wird

für frühere Verhältnisse ungenügend gemacht, da die Höhenlage und Bodenqualität extrem unterschiedlich war. Die wirtschaftliche Kapazität dieser Höfe sicherte den jeweiligen Bewohnern eine ausreichende Lebensgrundlage. Von den Arbeitserfordernissen her waren drei bis fünf erwachsene Personen das Jahr über beschäftigt. Fehlende familieneigene Arbeitskraft wurde durch Knechte und Mägde substituiert. Immer wieder wurde tageweise Arbeitskraft zugekauft. Bei den personalintensiven Tätigkeiten kam man selbst mit den vorhandenen Tagelöhnern und Häuslern nicht aus und war auf nachbarschaftliche Gegenhilfe angewiesen. *Mittlari Bauenhaisa* (mittlere Bauernhäuser) verfügten über sechs bis acht Kühe, zum Einspannen verwendete man Ochsen. Gesinde war auf diesen Höfen bereits relativ selten anzutreffen, auf Tagelöhnerinnen und Tagelöhner war man bei personalintensiven Tätigkeiten allerdings häufig angewiesen. Im Hinblick auf die Notwendigkeit von Zusatzerwerb befanden sie sich in einer Grenzsituation. *Kloani Eachta* (kleine Bauernhäuser)⁶⁷ hatten drei bis fünf Kühe, eingespannt wurden die Kühe. Von den Mittel- und Kleinbauern wurden zahlreiche handwerkliche Spezialisierungen berichtet. Die Produkte waren für einen kleinen, lokalen Markt bestimmt, meist für die umliegenden Bauernhöfe und Kleinhäuser, und konnten im Winter und neben der landwirtschaftlichen Tätigkeit hergestellt werden. Es war kein nennenswerter Einsatz von Maschinen oder Werkzeugen erforderlich, auch die benötigten Rohstoffe waren lokal vorhanden. Häufig war die Gegenleistung nicht Geld, sondern diese Produkte wurden und werden oft bargeldlos getauscht (beispielsweise gegen Jungschweine zum Mästen und Ähnliches). Ein *Kuahaisl* (Kuhhäusel) ist ein Haus mit einer, maximal zwei Kühen, einem eigenen Kartoffel- und Krautacker und einer Wiese für die Kuh. Auch wurden fast immer zwei bis drei Schweine für den Eigenbedarf gemästet. Unter *Goaßhaisl* (Geißenhäusel) verstand man „*a gaunz a kloas Haisl*“ (ein ganz kleines Häusel) mit zwei bis drei Ziegen und einem Gemüsegarten; Das Futter für die Ziegen musste aber anderweitig besorgt werden. Genannt wurde insbesondere die Erlaubnis, bei benachbarten Bauern die Böschungen zu mähen oder abzuweiden und im Winter im Wald Laub zu rechen. Die Gegenleistung war die Zurverfügungstellung von Arbeitskraft in saisonalen Spitzenzeiten. Meist wurden auch noch ein bis zwei Schweine für den Eigenbedarf gefüttert.

Charakteristisch für die Häuslerfamilien war, dass keine Person im Haus über ein gesichertes ganzjähriges Einkommen verfügte, das für den Erhalt der Familie ausreichend gewesen wäre. Mehrere mehr oder weniger landwirtschaftsnahe Tätigkeiten wurden kombiniert, häufig in Verbindung mit saisonaler Wanderarbeit, und eine möglichst weitreichende Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln wurde angestrebt. Die Frauen, und wenn sie zu Hause waren, auch die Männer, arbeiteten bei den umliegenden Bauern im Taglohn. Ein Teil der ‚überschüssigen‘ Kinder der ländlichen Bevölkerung, der keine Möglichkeit fand, in ein Haus mit ausreichender Lebensgrundlage einzuheiraten, wanderte schon seit langer Zeit ab. In anderen Gegenden Österreichs bildete sich aus den weichenden Erben eine zahlenmäßig große ländliche Unterschicht, aus der sich das Gesinde, die Inwohner und Tagelöhner rekrutierten. Im Josefinischen Lagebuch von 1787 wurde über das Untersuchungsgebiet festgehalten: „An den nötigen Dienstboten ist durchgehends ein Abgang; die Population kann hierin nicht schuld sein, wohl aber ziehen sich sehr viele taugliche Dienstleute nach die der Donau zu gelegenen besseren Gegenden, wodurch hierorts ein Mangel entsteht.“⁶⁸

Arbeiterhäuser, die ersten entstanden in Unterweißenbach Mitte der 1950er Jahre im Randbereich des geschlossenen Siedlungsgebietes des Marktes, zeichnen sich dadurch aus, dass keine Räumlichkeiten für eine Viehhaltung mehr vorgesehen sind. Die Männer ver-

fügten und verfügen über ein ganzjähriges, ständiges und (relativ) sicheres Einkommen aus unselbständiger Arbeit, das für die Ernährung der Familie ausreichend ist. Die Frauen betreuten das Haus, die Kinder und den kleinen Gemüsegarten, der bei fast keinem dieser Häuser fehlt, und sahen keine Veranlassung mehr, Tagelöhnerarbeiten zu verrichten. Charakteristisch scheint auch (zumindest bei der ersten Generation dieser Häuser) das Fehlen von verwandtschaftlichen Beziehungen zu den umliegenden Bauernhöfen zu sein.

Bäuerin: „Das sind keine richtigen Häusler, wie nennt man die? Einfamilienhäuser?“
Häuslerin: „Die Frauen sind nicht zu den Bauern arbeiten gegangen, da ist keine Landwirtschaft dabei.“

Altbäuerin zur Frage nach Häusern ohne Grund und Vieh: „Ich weiß nicht, wie man so etwas nennt.“

Das einheimische Benennungssystem der sozialen Gruppen erfolgte also über eine Zuteilung von Personen zu Häusern und eine Einteilung der Häuser in verschiedene Größenklassen. Davon wurde als hauslose Gruppe jene der *Dienstleute* abgegrenzt. Unter dem Begriff *Dienstleute* werden lokal Hüterbuben und -mädchen, Knechte und Mägde zusammengefasst. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gab es im Untersuchungsgebiet keine Höfe mit mehr als maximal einem Knecht und einer Magd. Hüterbuben und -mädchen kamen vorwiegend aus kinderreichen Häuslerfamilien und wurden meist im Alter von neun bis zehn Jahren zu Bauern in den Dienst geschickt. Im über Interviews fassbaren Zeitraum gab man Kinder nicht auf irgendwelche Höfe, sondern ausschließlich auf solche, zu denen verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, die meist zusätzlich über Tauf- und Firmpatenschaften abgesichert waren. Die letzten *Hiatabuam* und *Hoadamenscha* arbeiteten auf den Höfen in den 1950er Jahren. Die Kinder der Bauern verblieben länger als die Kinder der ärmeren Häusler am elterlichen Hof. Sie wurden erst dann in den Dienst geschickt, wenn ein nachwachsendes Kind ihre Arbeitsrolle übernehmen konnte. Die Kinderzahl am Hof hat sich dabei sehr entscheidend auf die soziale Positionierung der einzelnen Söhne und Töchter ausgewirkt. Selbst die größeren Höfe des Untersuchungsgebietes konnten es sich nicht leisten, mehr als drei bis vier heranwachsende oder erwachsene Kinder im Haus zu behalten. Auf die Frage, ob Bauernkinder auch in den Dienst mussten, antwortete die Bäuerin eines mittelgroßen Hofes: „Wenn sehr viele waren, sind schon auch die Bauernkinder weggekommen. Beim Spannagel hatten acht Kinder, die konnten sie sich auch nicht zuhause behalten.“ Obwohl die sozialen Unterschiede zwischen großen und mittleren Bauern als sehr groß empfunden wurden, war die Anzahl der Kinder in einer Geschwistergruppe enorm wichtig für die soziale Ausgangsposition der Einzelnen. So konnte eine hohe Kinderzahl auf einem großen Hof die individuellen Chancen dieser Kinder und vor allem ihr Heiratsgut so stark vermindern, dass sie eine weit „schlechtere Partie“ darstellten als ein Kind eines kleineren Hofes mit weniger Konkurrenten um das Erbe. Bauernsöhne, die den Hof übernehmen sollten, gingen nicht in den Dienst. Dies entsprach auch der Logik der Ultimogenitur in Verbindung mit der Gepflogenheit, ein Kind in jenem Augenblick zur Entfernung vom Hof zu bewegen, wenn das nächstjüngere Kind dessen Arbeiten übernehmen konnte. Der jüngste Sohn blieb dieser Praxis entsprechend am Hof übrig. Das Ende jener Phase, in der nicht verwandtes Gesinde auf den größeren Höfen vorzufinden war, fällt im Untersuchungsgebiet ziemlich exakt mit dem Ende der sowjetischen Besatzungszeit zusammen. Auf

einzelnen Höfen fanden sich bis in die 1990er Jahre Personen am Hof, die als Knecht oder Dirn bezeichnet wurden. Es handelt sich in allen diesen rezenteren Fällen um unverheiratet gebliebene Geschwister des Bauern.

Das Hofdenken

Auf die Frage, wer beim Schnittern, der Haferernte oder dem Dreschen geholfen hätte, folgte in der Regel eine Auflistung von Häusern: „Ja Nachbarn, vom Langtaler, vom Lindner, ich und die Mili und der Vater, es waren viele Leute, ich glaube vom Bindreither aus dem Dorf hat auch wer geholfen, die Mädchen vom Steinigerhaus, jemand von den Schattauer Häusern; das ist auch alles Verwandtschaft, weil die Gruabederin vom Langtalerhaus ist.“

Bei den oben angeführten Eigennamen handelt es sich um Hofnamen, das heißt, jedes Haus, jeder Bauernhof hat einen Namen, der nicht am besitzenden Ehepaar, sondern am Haus haftet. Besonders die Einzelgehöfte außerhalb des unmittelbaren Marktgebietes weisen in ihrer Benennung eine erstaunliche Konstanz auf. Beispielsweise sind jene Flur- und Hofnamen, die in der im Jahre 1787 angelegten „Ökonomisch und Kosmologische[n] Beschreibung“ im Josefinischen Lagebuch nach Güteklassen eingeteilt und aufgelistet wurden, mit den heutigen Hofnamen in hohem Maße identisch.⁶⁹ Für viele dieser Hofnamen finden sich Belege ab dem Ende des 14. Jahrhunderts, wie aus den von Schober zitierten Urkunden und Dokumenten hervorgeht.⁷⁰ Das räumliche und persönliche Koordinatensystem, in dem sich meine Interviewpartnerinnen und -partner bewegen, orientiert sich sehr stark an diesen Hofnamen. Fragt man, wer den Hof besitzt, so provoziert man damit die Antwort: „noch die Alten“ oder „schon die Jungen“ oder „wer Fremder“, bekommt aber sicherlich nicht spontan den Familiennamen der Besitzer. Im bäuerlichen Kontext wird oft eine Frage wie „Wer ist eigentlich am Lindnerhaus drauf?“ gestellt. Die richtige Antwort wäre: „Der Bruder vom alten Wögerer“, obwohl dieser Bruder bereits lange tot ist, ebenso wie auch der alte Wögerer. Aber vor drei Generationen hatte der weichende Erbe vom Wögererhaus mit seinem Erbteil und dem seiner Frau das Lindnerhaus gekauft. Wurde das Haus in den letzten Generationen nicht verkauft, würde man sagen, der junge Lindner und eine vom Langtalerhaus. Ein anderes Beispiel: Auf die Frage, wer am Steinkobelwimmerhaus „drauf ist“, erhalte ich die Antwort: „Sie hat das Haus gehabt, er ist der Älteste vom Bertl“. Man erhält also auf die Frage nach einem Hof in der Regel eine Information über die Beziehung zwischen zwei Höfen.

Will man wissen, wie der Familienname einer Person ist, so lautet die zielführende Frage: „Wie schreiben sie sich, beim Wögerer?“ Wie sich jemand schreibt – also der Familienname – ist von vergleichsweise wenigen Personen bekannt. Eine Ausnahme bilden die Schulkolleginnen und -kollegen, die ja vom Lehrpersonal mit dem Nachnamen angesprochen wurden. Wer auf welchem Haus „drauf ist“, also die Beziehungen zwischen den einzelnen Höfen, Abstammung und Allianz, wissen zumindest die älteren Leute über das gesamte Gemeindegebiet und oftmals darüber hinaus. Besonders wenn jemand in einem Nachbarort Verwandte hat, sind die Verwandtschaftszusammenhänge auch von den Häusern im Umkreis dieser Verwandten bekannt. Die Höfe bleiben, sind die Fixpunkte, zwischen denen die Menschen zirkulieren. Die Frauen sprechen daher auch nicht davon, einen bestimmten Mann zu heiraten, sondern davon, „auf einen bestimmten Hof zu kommen“: „Der Franz vom Bauerhaus hätte mich so gerne [zur Frau] gehabt, aber ich wollte dort [auf dieses Haus] nicht hinkom-

men, weil seine Mutter und seine Schwester ...“ (Bäuerin). Auf welches Haus man kommt, war also entscheidender in den Überlegungen zur Gestaltung der eigenen Zukunft, als die Person, die Heiratsabsichten hatte. Nach der Hochzeit war man auch nicht die Gattin des Sowieso, sondern die Bäuerin eines bestimmten Hofes.

Noaban und Haisl (Nachbarn und Häusler) waren es, die bei personalintensiven Tätigkeiten am Hof mithalfen, insbesondere beim Kornschnitt. Weder die Nachbarn noch die Häusler waren beliebig. Die Nachbarn, die mithalfen, deckten sich nicht mit denen, die Nachbarn aufgrund einer gemeinsamen Grundstücksgrenze waren. Die Häusler waren nicht irgendwelche Häusler, die zufällig Zeit hatten, sondern je zwei bis vier konkrete Häuslerfamilien lebten mit einem bestimmten Bauernhof in einer Art ökonomischer Symbiose. Was sie über das Wirtschaftliche hinaus verband, waren Heiraten, Verwandtschaften, Patenschaften oder Freundschaften. Sehr viele Formulierungen in den Interviews deuten darauf hin, dass es das Prestige eines Bauernhofes erhöhte, wenn man am eigenen Hof möglichst schnell und unauffällig die Ernte hinter sich brachte und dann zu den anderen Höfen aushelfen ging – zuerst zu jenen, zu denen verwandtschaftliche Bande bestanden und dann zu den anderen Nachbarn. Das bedeutet, dass Kinder unter anderem als symbolisches Kapital betrachtet wurden, um die Ehre und nicht unbedingt den Reichtum des eigenen Hofes zu vermehren. Die andere mögliche Absicht könnte sich auf die Tatsache gründen, dass die Bauern als soziale Schicht stark endogam waren und sind. Niemand konnte mir auch nur einen Fall nennen, in dem ein Nicht-Bauernkind auf einen Bauernhof geheiratet hätte. Heiratsstrategien spielten auch bei der Zusammenarbeit der Höfe eine große Rolle: „Der hat seine Söhne [mit Ausnahme der prospektiven Hoferben] nur dort zum Arbeiten hingeschickt, wo eine Tochter den Hof übernommen hat“ (Häuslerin).

Das Arbeitsvermögen (Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer und Übersicht) der Bauernkinder war etwas, das durch eine Vielzahl kollektiv verrichteter Tätigkeiten öffentlich geschult, getestet und diskutiert wurde. Durchschnittlich zehn bis fünfzehn Jahre arbeiteten die Söhne und Töchter am eigenen und auf fremden Höfen mit, bevor sie heiraten konnten. Neben der sozialen Gleichwertigkeit des Partners oder der Partnerin waren die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des zukünftigen Bauernpaars etwas, das von der dörflichen Gesellschaft beobachtet wurde. Durch das Anerbenrecht blieb die Zahl der Bauernhöfe annähernd gleich und die überschüssigen Kinder mussten sich anderweitig eine Existenzgrundlage aufbauen. Die Bauern und Bäuerinnen versuchten bis in die 1960er Jahre möglichst viele dieser Kinder auf anderen Bauernhöfen unterzubringen. Je mehr Kinder vorhanden waren, umso schwieriger und erstrebenswerter wurde dies. Aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts haben die Bäuerinnen und Bauern die Erfahrung gezogen, dass die Höfe als Überlebensbasis in Krieg und Hungerjahren nichts an Bedeutung eingebüßt haben. Das ist selbstverständlich keine verallgemeinerbare Erfahrung, sondern die Wahrnehmung jener bäuerlichen Bevölkerung, die von den konkreten Kampfhandlungen weitgehend verschont geblieben war, und die mit sehr einfachen Produktionsmitteln und einem hohen Arbeitskräfteeinsatz doch einen Überschuss an Lebensmitteln produzieren konnte.⁷¹ Die Vorstellung, dass durch einen Rückzug in eine extrem bescheidene Lebensweise es möglich wäre, alles, was draußen in der Welt passiert, durchzustehen, war 1990 noch in allen Gesprächen mit Personen über einem Alter von fünfzig Jahren präsent. Voraussetzung für dieses Überlebenskonzept ist das Vorhandensein eines Hofes mit ausreichend Grund und Boden. Für weichende Erben war die Heirat das bedeutsamste Mittel, an das begehrte Gut heranzukommen.

Die Hofübergabe

Unterweißenbach liegt im Verbreitungsgebiet von Anerbenrecht mit bevorzugter Ultimogenitur. Beinahe alle Höfe des Untersuchungsgebietes wurden dementsprechend übergeben. Mittels Übergabeverträgen wird die Vermögensübertragung an die Erben seit dem 18. Jahrhundert nicht nur vorweggenommen, sondern auch die zeitweilig bestehende Verordnung der Primogenitur übertragen.⁷² Diese Divergenz zwischen obrigkeitlicher Vorschrift (oder dem, was in der lokalen Öffentlichkeit für eine solche gehalten wird) und bäuerlicher Praxis – auch in ihrer spezifischen Haltung zur Obrigkeit – kommt meines Erachtens besonders eindrücklich in folgendem Interviewzitat zum Ausdruck:

„Es wurde immer gesagt, die älteren [erhalten den Hof]. Das ist aber nie eingetroffen. Es sind immer die jüngeren.“⁷³

Die Hofübergabe erfolgt parallel zur Heirat jenes Kindes, das den Hof übernehmen soll.⁷⁴ Die Auszahlung der Miterben, die im Untersuchungsgebiet unabhängig vom Geschlecht alle gleich viel erhielten, und die Ausgedingeleistungen an das Altbauernehepaar verschafften vor der Einführung einer gesetzlich vorgeschriebenen Alterspension für Bauern dem jungen Bauernehepaar eine sehr krisenhafte Startposition.⁷⁵ Die Mitgift der Braut erhielt dadurch einen besonderen Stellenwert, der auch gewohnheitsrechtlich fixiert wurde. Daraus entsteht ein weiteres Wesensmerkmal der bäuerlichen Besitzverhältnisse, das sich bis heute im vermögensrechtlichen Verhältnis zwischen den Ehegatten äußert. Wie in den meisten österreichischen landwirtschaftlichen Gebieten besteht zwischen den Ehegatten Gütergemeinschaft. Dies bedeutet, der Bauernhof gehört beiden Gatten zu Miteigentum. Dies begründet auch die bedeutende ökonomische Stellung der Frau im Haus ihres Ehegatten, und schafft ein Bewusstsein der Selbständigkeit – vor allem gegenüber den eigenen Kindern:

„Da möchte ja keine, wenn sie gar nicht angeschrieben⁷⁶ wird. Weil, wäre ich nicht Mitbesitzerin und passierte meinem Mann etwas – dass er mit dem Traktor einen Unfall hat und wird erdrückt oder so etwas – dann würde ich um den Hof umfallen, das Haus erben dann schon die Kinder. Das wird dann geschätzt und auf die drei Kinder aufgeteilt. Da würde ich glatt danebenfallen. Aber wenn ihm etwas passiert, dann gehört jetzt alles mir, ich kann machen damit, was ich will. Und so ist es überall!“

Das ist der Standpunkt einer 55 Jahre alten Bäuerin, deren Kinder zwischen 20 und 28 Jahre alt sind. Beim Bauern LB bekam nicht der Sohn bei der Hochzeit den Hof, sondern dessen Gattin. Er wurde nicht „*aung'schrüb'n*“ (angeschrieben). Der Grund war ein uneheliches Kind mit einer anderen Frau: „Hatte ein Mann uneheliche Kinder, haben sie ihn meist nicht anschreiben lassen, damit man nicht soviel zahlen musste.“⁷⁷ Ein Kind, das nicht am Hof lebte, war in der Vorstellung der bäuerlichen Bevölkerung nicht erbberechtigt und man drückte sich auch vor den Alimenteverpflichtungen. Durch die Übergabeverträge konnte das geltende bürgerliche Recht umgangen werden, das sich nach dem Modell einer Erbberechtigung durch biologische Abstammung richtet. Die bäuerliche Vorstellung der Erbberechtigung orientiert sich hier am Prinzip der Zugehörigkeit durch geleistete Arbeit zu einem Hof.⁷⁸ Die Bedürfnisse der gerade am Hof arbeitsfähigen Personen sind der Maßstab

des Rechtsempfindens. Der Hof ist wichtig und jene, die ihn im Moment tragen, die Idee einer Konstanz über Generationen hinweg ist sekundär.⁷⁹ Die Eigentumsverhältnisse allein schaffen unter diesen Umständen kein Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern.

Zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung

In fast allen der beschriebenen Arbeitsgänge gab es klare Geschlechtszuweisungen. Zentrale und hochbewertete Tätigkeiten erfolgten paarweise. So stand beim Schnittern dem Mäher die Aufheberin gegenüber. Beim Aufladen des Kornes auf die Wägen reichten die Männer die Garben hinauf, die Frauen schlichteten sie. Beim Dreschen auf der „Bühne“ der Dreschmaschine arbeitete neben jedem Einlasser eine Frau, die die Garben aufschneid und hinreichte. Der Bauer schleppte die vollen Getreidesäcke auf den Speicher, die Bäuerin versorgte die Drescher mit den ihnen zustehenden reichlichen Mahlzeiten. Im Vergleich zu allen anderen Tätigkeiten waren dies die prestigeträchtigsten Arbeiten innerhalb der einzelnen Arbeitszusammenhänge. Die Tätigkeiten waren demnach hierarchisiert und zwar in einer Art und Weise, die dem Bauern und der Bäuerin eine Sonderstellung einräumten. Darüber hinaus wurden alle anderen Tätigkeiten, die in heterosexuell zusammengesetzten Paaren erfolgten, höher bewertet als solche, die nicht auf einer derartigen Arbeitsteilung beruhten. Innerhalb dieser Paare bestanden Verhältnisse unmittelbarer gegenseitiger Abhängigkeit. Die Arbeit des Mähers ist sinnlos, wenn niemand hinter ihm aufhebt, jene des Aufladens ineffizient, wenn die Garben niemand schlichtet und der Einlasser ist darauf angewiesen, dass er etwas zum Einfüttern in die Dreschmaschine erhält. Trotzdem erscheint der männliche Part aktiver und ‚bedeutender‘ zu sein als der jeweils weibliche. Eine männliche Dominanz ist gegeben, obschon sie vielfach gebrochen erscheint.

Abschließende Bemerkungen zu den Formen der Zusammenarbeit

Im Untersuchungsgebiet sind ausgedehnte, höfeübergreifende Formen von Zusammenarbeit feststellbar, die eine historische Kontinuität von mindestens 80 Jahren aufweisen. Die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen waren während dieser Zeit massiven Veränderungen unterworfen, trotzdem haben sich gewisse Grundstrukturen gehalten, die sich zusammenfassen lassen als eine anhaltende ökonomisch marginale Position der Region, und eine vergleichsweise hohe Geburtenrate bei kontinuierlicher Abwanderung mit dem Ergebnis, dass sich die Region seit etwa 150 Jahren auf einem stabilen Bevölkerungsniveau reproduziert. Die Landbewirtschaftung wurde reduziert und den neuen Bedingungen angepasst bei einer hohen Persistenz von kleinen Mischwirtschaften, die den Haushaltsmitgliedern ohne verschiedene außerlandwirtschaftliche Einkommen keine ausreichende Lebensgrundlage boten und bieten. Intensive Kooperationen zwischen verschiedenen Häusern sind bis heute beobachtbar, wenn sich auch die Inhalte der Zusammenarbeit völlig verändert haben. Große Teams sind derzeit insbesondere an Wochenenden beim Aus-, Um- und Neubau von Gebäuden (Höfen wie Einfamilienhäusern), anzutreffen und bei der Organisation von dörflichen Ereignissen und Festen. Die Akteure und Akteurinnen sprechen von „Zusammenhelfen“ und von

„Widerhilfe“, von auf Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Freundschaft beruhenden Verpflichtungen, aber auch von der Freude, dazuzugehören und benötigt zu werden.

Als Erklärung für die Zusammenarbeit früher und heute wird von den Informantinnen und Informanten selbst deren ökonomische Bedeutung im Produktionsprozess angeboten, aber diese Erklärung reicht meines Erachtens nicht aus. Wesentlicher als die produktive Funktionalität erscheint mir die Bedeutung der Kooperation im Kontext der Reproduktion der „Häuser“ als einzelne Höfe zu sein, welche ihrerseits auf eine Nachbarschaft von Höfen angewiesen sind. Beim Roggenschnitt wie beim Hausbau wurden und werden nicht nur Reproduktionsmittel geschaffen, es wird gleichzeitig auch ein soziales Gefüge reproduziert. Diese Reproduktion des sozialen Gefüges findet unter konkreten und sich verändernden Bedingungen statt, die aber nicht nur ökologisch und ökonomisch gefasst werden können, sondern zentrale soziale und kulturelle Dimensionen beinhalten. Dazu gehören die Stratifizierungsprozesse, das heißt, die ständige Wiederherstellung der sozialen Ungleichheit auf Basis der Eigentumsverhältnisse durch die spezifische Form der Übertragung des Patrimoniums auf die nächste Generation, deren offensichtliche Ungerechtigkeit über matrimoniales Strategien und die Möglichkeit der Abwanderung in „bessere Gegenden“ zumindest partiell wieder abgefangen wird. Deutlich zu Tage tritt auch der identitätsstiftende Charakter von Arbeit, der in der Form von Gemeinschaftsarbeiten noch um den Aspekt der Öffentlichkeit erweitert wird. Unterschiede aufgrund von Status und Geschlecht, kollektive Werthaltungen oder auch individuelle soziale und körperliche Eigenschaften wurden und werden dadurch öffentlich präsentiert, und können auf einer symbolischen Ebene auch als Performanz der Ordnung der Welt gedeutet werden. Um auf die Altbäuerin, die den Titel für diesen Artikel gestiftet hat, zurückzukommen: Bezieht man die symbolischen, kulturellen und sozialen Dimensionen der Gemeinschaftsarbeiten mit ein, so überrascht es nun nicht mehr, dass ein bedeutendes politisches Ereignis wie die Ermordung des Bundeskanzlers von ihr vor der Zeugenschaft einer riesigen Schnittermannschaft erinnert wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Gertraud Seiser, „Schniddan“. Zum Roggenanbau im Mühlviertel. Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920 – 1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 1995.
- 2 Informationen zum EU-Projekt KASS: <http://www.eth.mpg.de/kass/index.html> (28.12.2007). Der dreibändige Endbericht des vom Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle/Saale koordinierten Projekts unter der Leitung von Patrick Heady wird 2009 erscheinen: Patrick Heady/Peter Schweitzer (Hg.), *Kinship in 21st Century Europe*, Vol. 2: Family, kinship and community at the start of the 21st century: nineteen localities, 2009.
- 3 Michael Pammer, Hochland im Norden. Mühl- und Waldviertel, in: Ernst Bruckmüller u.a. (Hg.), *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, Bd. 2: Regionen – Betriebe – Menschen, Wien 2003, 491–561, hier 494–496.
- 4 Vgl. Land Oberösterreich – Agrarstatistik: <http://www.land-oberoesterreich.gv.at/statlandwirtschaft/LAND-Ergebnis.jsp?GemNr=40621&kat=GEM&Gemeindeauswahl=ja&landw=Boden> (18.11.2007).
- 5 Roman Sandgruber, Arme Leute – arme Küche. Vom frühen Essen und Trinken im Mühlviertel, in: Land Oberösterreich (Hg.), *Das Mühlviertel. Natur-Kultur-Leben. Beiträge*, Linz 1988, 339–346, hier 345.
- 6 Hans Medick, Familienwirtschaft als Kategorie einer historisch-politischen Ökonomie. Die hausindustrielle Familienwirtschaft in der Übergangphase zum Kapitalismus, in: Michael Mitterauer/Reinhard Sieder (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt am Main/Berlin 1982, 271–299, hier 275.

- 7 Andrea Komlosy (Hg.), *Industrie Kultur. Mühlviertel – Waldviertel – Südböhmen. Reisen im Grenzland*, Wien 1995, 12.
- 8 Reinhold Tauber/Gerhard Trumler, *Mühlviertel. Leben auf Stein*, Linz 1997, 69.
- 9 Anton Mitmannsgruber, *Glashütten in Liebenau*, in: *Oberösterreichische Heimatblätter* 21 (1967) H. 1/2, 17–36.
- 10 Tauber/Trumler, *Mühlviertel*, wie Anm. 8, 17.
- 11 Komlosy, *Industrie Kultur*, wie Anm. 7, 12 f., 221.
- 12 Michael Mitterauer, *Formen ländlicher Familienwirtschaft im österreichischen Raum*, in: Josef Ehmer/Michael Mitterauer (Hg.), *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*, Wien 1986, 185–323, hier 234.
- 13 Carmen Halmdienst, *Die Entwicklung der Leinenindustrie in Oberösterreich unter besonderer Berücksichtigung des Mühlviertels*, Linz 1993, 161; Dieter Eder, *Schönau im Mühlkreis. Die Geschichte eines Dorfes und seiner Menschen*, Schönau im Mühlkreis 2006, 270–272.
- 14 Siehe Hermann Zeitlhofer in diesem Band.
- 15 Halmdienst, *Entwicklung*, wie Anm. 13, 161.
- 16 Roman Sandgruber, *Blüte und Krise der Mühlviertler Leinenindustrie*, in: Bernhard Heindl (Hg.), *Textillandschaft Mühlviertel*, Linz 1992, 52.
- 17 Komlosy, *Industrie Kultur*, wie Anm. 7, 19.
- 18 Von Regionalentwicklern und Gemeindeverantwortlichen wird diese Struktur für sehr problematisch gehalten, da die Zusammensetzung der Bevölkerung (überproportional hoher Anteil an Versorgungsbedürftigen wie Kindern und Alten) den Gemeinden erhöhte Infrastrukturleistungen abverlangt bei gleichzeitigem Abfluss von Einnahmequellen in die industriellen Zentren. Es wanderten und wandern insbesondere die 14- bis 25-jährigen mit hohem Bildungspotential und guten Berufschancen ab.
- 19 Halmdienst, *Entwicklung*, wie Anm. 13, 162 f.
- 20 Josef Aistleitner, *Formen und Auswirkungen des bäuerlichen Nebenerwerbs – Das Mühlviertel als Beispiel*, Innsbruck 1986, 37; Österreichisches Institut für Raumplanung (Hg.), *Entwicklungsprogramm Mühlviertel. Vorschläge für den Wirtschaftsausbau*, Wien 1961, 49–59.
- 21 Aistleitner, *Formen*, wie Anm. 20, 33–36.
- 22 Pammer, *Hochland im Norden*, wie Anm. 3, 505, 508.
- 23 Friedrich Bertlwieser, *Agrarstrukturwandel im oberen Mühlviertel*, in: *Oberösterreichische Heimatblätter* 46 (1992) H. 1, 20–33; Friedrich Schmittner, *Land- und Forstwirtschaft*, in: Österreichisches Institut für Raumplanung (Hg.), *Entwicklungsprogramm Mühlviertel. Vorschläge für den Wirtschaftsausbau*, Wien 1961, 49–60.
- 24 Im Rahmen dieses Artikels kann auf die Prozesse der Konzentration bei gleichzeitiger Extensivierung nicht genauer eingegangen werden. Regional ist aber eine rasche Entwicklung von traditionellen Mischwirtschaften über versuchte Spezialisierung auf Milchproduktion oder Schweinemast hin zu möglichst arbeitsextensiven Formen der Mutterkuhhaltung und teilweise auch Schafzucht zu beobachten. Wenn Höfe die Bewirtschaftung aufgeben, wird der Grund und Boden nicht verkauft, sondern an Nachbarn verpachtet. Förderungsprogramme, die implizit oder explizit eine Extensivierung der Landbewirtschaftung zur Folge haben (vor allem im Rahmen von ÖPUL), sind für die Bauern aufgrund der schlechten ökologischen Voraussetzungen für eine Intensivierung äußerst attraktiv.
- 25 Quellen: Bis 1970: Maria Klambauer, Unterweißenbach, unveröffentlichte Hausarbeit an der Pädagogischen Akademie Linz 1980, 86; für 1986: Gemeindeamt Unterweißenbach; für 1999: <http://www.land-oberoesterreich.gv.at/statlandwirtschaft/LANDErgebnis.jsp?&GemNr=40621&kat=GEM&landw=Boden&Gemeindeauswahl=ja> (18.11.2007).
- 26 Land Oberösterreich, *Agrarstatistik*, wie Anm. 4; eigene Berechnungen.
- 27 Aistleitner, *Formen*, wie Anm. 20, 60.
- 28 Seiser, „Schniddan“, wie Anm. 1, 46–51.
- 29 Vgl. Hubert Roiß, *Kulturlandschaftswandel im Mühlviertel 1954–1973. Beispielskartierung Windhaag bei Freistadt*, in: *Oberösterreichische Heimatblätter* 31 (1977) H. 1/2, 52–60.
- 30 Die Errichtung leistungsfähiger Molkereien hat die Milchwirtschaft nahe gelegt. Vgl. Bertlwieser, *Agrarstrukturwandel*, wie Anm. 23, 24.
- 31 Auf der Mühlviertler Alm gibt es vereinzelt Spezialisten, die Schabstroh für die Bedachung denkmalgeschützter historischer Gebäude oder romantischer Zweitwohnsitze von Städtern herstellen und die daher entsprechend geerntetes Stroh benötigen.
- 32 Alle Motormäher auf den von mir befragten Höfen wurden zwischen 1951 und 1956 gekauft.

- 33 Was nicht unbedingt bedeutet, dass diese enorm arbeitsteilige Arbeitsorganisation sehr alt sein muss. Oskar Moser führt aus, dass der historisch ältere Sichelschnitt wesentlich individualistischer vonstatten ging: Oskar Moser, *Die Getreidesense in Kärnten und die Bestrebungen der Kärntner Landwirtschaftsgesellschaft zu ihrer Einführung*, in: Carinthia I, 174 (1984), 217–255, hier 217.
- 34 Die Interviewzitate wurden zur besseren Lesbarkeit aus dem lokalen Dialekt in Umgangssprache übertragen. An manchen Stellen wird die Originaltranskription beibehalten oder in den Fußnoten hinzugefügt um schwer übersetzbare Mehrschichtigkeiten zu erhalten.
- 35 „Bitt goa sche, ob net zwoa Zeit haum zan Schniddan“ oder „oas, was'd hoid d'Leit braucht hoast.“ Mit fast derselben Formel wird zur Totenwache oder zur Hochzeit eingeladen. Berichte über die Verwendung dieser Einladungsformel von Nachbarn zum Dreschen aus Deutschland: Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, *Arbeitsbräuche und Arbeitsfeste der Drescher*, in: Gerhard Heilfurth/Ingeborg Weber-Kellermann, *Arbeit und Volksleben*, Göttingen 1967, 364.
- 36 Kleinhäuser mit maximal zwei Hektar Grund, zwei Kühen, zwei Schweinen, die mit einem Bauernhof ökonomisch assoziiert sind. Zur bäuerlichen Sozialstruktur, allerdings nur bedingt auf das Untersuchungsgebiet anwendbar: Ehmer/Mitterauer, *Familienstruktur und Arbeitsorganisation*, wie Anm. 12; Norbert Ortmayr, *Beim Bauern im Dienst*, in: Hubert Chr. Ehalt (Hg), *Geschichte von unten*, Graz/Wien 1984, 95–141.
- 37 Ökonomisch assoziiert bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Kleinhäusler für Fuhrwerksdienste, Erdäpfeläcker und verschiedene andere landwirtschaftliche Nutzungsrechte eine gewisse Anzahl von Tagen im Jahr ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten.
- 38 Vgl. Bäuerin: „Am Abend hat es dann immer ein richtiges Festessen gegeben mit den Bauernkrapfen und Krapfennudeln und ich weiß nicht mehr, was es noch alles gegeben hat. Dazu dann eine Menge Schnaps, weil das war früher etwas, was unbedingt dazu gehört hat.“
- 39 Abhängig vom Lebenszyklus die älteste noch arbeitsfähige Frau am Hof.
- 40 Bauer: „Boi's wenn g'hoad haum, is' umgaunga wo.“
- 41 Bauer: „Haums g'schaut d'Baunleit, woas geht, dass' d'Leit ausnutzn haum kinna.“
- 42 Diese Informantin (Bäurin) hat 1948 geheiratet.
- 43 Burgstaller fand besonders im Mühlviertel das Aufheben mit der Sichel verbreitet; vgl. Ernst Burgstaller, *Die Sichel als Getreideschnittgerät in Oberösterreich*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 11 (1963) H. 1, 63–77.
- 44 Vgl. Häuslerin: „Wenn du zum Schnittern fort gegangen bist und du hast einen guten Mäher gehabt, der es dir schön hingemäht hat, da war das Aufheben auch schön. Aber wenn du einen Mäher gehabt hast, der es dir unordentlich hingeworfen hat, dass ein verfilzter Haufen entstanden ist – wenn das Korn schön dagelegen ist, dann hast du auch die Garben schön zusammenlegen können – wenn es so einen verfilzten Haufen hat, hast du es so wegzupfen müssen mit der Sichel: mein Gott, da ist der Wimmer, der Wimmer-Vater haben wir gesagt ...“
- 45 Bäuerin: „Kinda – oft scho ehs zweiti Joahr eh d'Schul gaunga – doa haum joa d'Kinda oißa kloawinzigi scho oarbatn messen.“
- 46 Ortmayr, *Dienst*, wie Anm. 36,109; vgl. auch: Olaf Bockhorn, *Beiträge zur Landwirtschaftsgeschichte im o.ö. Zentralraum*, in: 26. Jahrbuch des Musealvereins Wels, Wels 1986, 59.
- 47 Altbäuerin: „Joa fria, waunns ea a Sau g'füadad haum, haum ses hergebm miassn, daß eh d'Stain wida zoin haum kinna – ba de Baun is oft a gaunzi Oarmut gwen.“
- 48 „Doa hoast d'as ned aufhoidn derfa“
- 49 Die Untersuchungen, auf die ich mich in der Folge stütze, sind historische Studien, die sich insbesondere auf die Haushaltskonstellationen des 18. und 19. Jahrhunderts beziehen. *Vorindustriell* ist ein Begriff, der darin häufig verwendet wird, und er dient vorwiegend zur Abgrenzung gegenüber modernen Familienformen, wobei letztere im Vergleich zu ersteren vor allem durch die Trennung zwischen Arbeits- und Familienleben gekennzeichnet sind. Diese Trennung in Arbeitszeit und Freizeit, in Arbeitsort und Privatsphäre ist auch heute in vielen kleinen (bäuerlichen) Familienbetrieben nicht gegeben, und trotzdem können diese Familien nicht als „vorindustriell“ oder „vormodern“ kategorisiert werden. Es geht daher nicht darum, diese zu kategorisieren, sondern darum sie zu ethnographisieren, das heißt, zu untersuchen, welche Konstellationen kommen empirisch konkret vor und welche Implikationen hat beispielsweise das Zusammenfallen von Arbeit und Freizeit für die inneren und äußeren Dynamiken auf den Höfen.
- 50 Dies trifft für die meisten der west- und mitteleuropäischen Familienverfassungen zu: Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt am Main, 1987, 17.

- 51 Gerade das Bestehen eines Arbeitszusammenhanges zwischen zumindest der Mehrzahl der in einem Haushalt lebenden Familienmitglieder hält Mitterauer für einen Unterschied zu nicht-bäuerlichen Familienformen: Michael Mitterauer, Historisch-Anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen, Wien/Köln 1990, 140.
- 52 Vgl. Norbert Ortmayr, Ländliches Gesinde in Oberösterreich 1918 – 1938, in: Ehmer/Mitterauer, Familienstruktur und Arbeitsorganisation, wie Anm. 12, 325–416.
- 53 Die Autorität des Bauern über die Bäuerin wird von Brunner und Rosenbaum stark überbetont. Vgl. Roman Sandgruber, Innerfamiliale Einkommens- und Konsumaufteilung, in: Peter Borscheid/Hans J. Teuteberg, Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit, Münster 1983, 135–149.
- 54 Heidi Rosenbaum, Formen der Familie, Frankfurt am Main 1982, 116; Sieder, Sozialgeschichte der Familie, wie Anm. 50, 17f; Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, Frankfurt am Main 1974, 15.
- 55 Otto Brunner, Vom ‚ganzen Haus‘ zur ‚Familie‘, in: Heidi Rosenbaum, (Hg.), Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozio-ökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt am Main, 1978, 83–91.
- 56 Alexander Tschajanow, Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau, Berlin 1923.
- 57 Vgl. Hans Medick, Die proto-industrielle Familienwirtschaft, in: Peter Kriedte u.a. (Hg.), Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1978, 98–100; Brunner, Vom ‚ganzen Haus‘, wie Anm. 56, 85.
- 58 Ich habe hier das Ende der 1950er Jahre als Zäsur gewählt, trotz der Tatsache, dass heute (2008) mehr Höfe länger als beispielsweise in der Nachkriegszeit von Mehrgenerationenfamilien bewohnt werden. Ab etwa 1960 kam es zu einer raschen und nachhaltigen Veränderung der Einkommensstruktur der Höfe durch außerlandwirtschaftliche Geldeinkommen, staatliche Transferleistungen und die Einführung der Bauernpension, vgl. Gertraud Seiser/Peter P. Schweitzer, Houses, Families, and the Making of Community. The Austrian Rural case, in: Heady/Schweitzer, Kinship, wie Anm. 2.
- 59 Zu den Begriffen „ländliche Unterschicht“ und „unterbäuerliche Bevölkerung“ und zur Problematik dieser Begriffe: Michael Mitterauer, Familie und Arbeitsteilung. Historisch vergleichende Studien, Wien/Köln/ Weimar 1992, 33–41.
- 60 Mitterauer, Familie und Arbeitsteilung, wie Anm. 60, 34.
- 61 Ulrich Planck, Die Eigenart der Bauernfamilie und die bäuerliche Familienverfassung, in: Rosenbaum, Familie und Gesellschaftsstruktur, wie Anm. 56, 196; Ortmayr, Dienst, wie Anm. 36, 126 f.
- 62 Rosenbaum, Formen der Familie, wie Anm. 54, 66. Aufgrund der Substituierbarkeit von Kindern durch Gesinde hält Mitterauer in diesem Zusammenhang den Begriff „Rollenergänzungszwang“ für angebracht. Mitterauer, Formen ländlicher Familienwirtschaft, wie Anm. 12, 261.
- 63 Ich folge hier der These von Jack Goody, der zufolge die Mitgift an die weichenden Erben zum Zeitpunkt von deren Heirat, die Hofübergabe zu Lebzeiten der Eltern und die Erbschaft selbst alles Facetten einer Sache sind, nämlich der Übertragung des Patrimoniums. Vgl. Jack Goody, Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa, Frankfurt am Main 1989, 31–33.
- 64 Weber-Kellermann verwendete den Begriff „an Besitz orientierte Endogamie“, vgl. Weber-Kellermann, Die deutsche Familie, wie Anm. 55, 147.
- 65 Vgl. Josef Piegler, Die ländlichen Dienstbotentermine, in: Österreichischer Volkskundeatlas, 1.Lieferung (1959) Bl. 5 und 6.
- 66 „Wer wen braucht hoat, hoat schau miassn, dass a wen kriagt hoat.“
- 67 Eächta (Mehrzahl) und Eachtl ist der Dimunitiv von Oacht (Ort).
- 68 Josefinisches Lagebuch 1787, zitiert nach Friedrich Schober, Unterweißenbach. Ein Heimatbuch des Marktes und seiner Umgebung, Linz 1948, 68.
- 69 Josefinisches Lagebuch 1787, zitiert nach Schober, Unterweißenbach, wie Anm. 68, 68.
- 70 Insbesondere Schober, Unterweißenbach, wie Anm. 68, 26–31. Besonders häufige frühe Erwähnungen von Hofnamen finden sich in den Zehentabrechnungen der Pfarrkirche und in Schenkungs- und Stiftungsurkunden von Bauernhöfen an die Kirche ab 1392.
- 71 In meinen Interviewtexten finden sich zahlreiche Belege für diese Ansicht. Es sei hier in Bezug auf die Auswirkungen dieser Vorstellungen auf die Schlusskapitel der Arbeit von Aistleitner, Formen, wie Anm. 20, 137–139 verwiesen, der die überwiegende Zahl der Mühlviertler Nebenerwerbsbetriebe als „Schinderbetriebe“

- bezeichnet, weil sie die Höfe wie Vollerwerbsbetriebe weiterführen und das permanent entstehende Defizit durch laufende Zahlungen aus dem Lohn Einkommen abdecken. Ein derartiges ökonomisches Verhalten über zwanzig und mehr Jahre hinweg bedarf wohl einer starken außerökonomischen Begründung.
- 72 Mindestens seit dem Patent Josefs II vom 3.4. 1787, das den ältesten Sohn zur Hofübergabe bestimmt, vgl. Ingrid Kretschmer/Josef Piegler, Bäuerliches Erbrecht, in: Kommentar zum Österreichischen Volkskundea-
tlas, 2. Lieferung (1965) Bl.17, 3; Wilhelm Brauneder, Die Entwicklung des bäuerlichen Erbrechts, in: Alfons
Dworsky/Hartmut Schider (Hg.), Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Tradition, Wien/Salzburg 1980, 61.
 - 73 Bäuerin: „Haums imma g’soagt de ötan, is oaba goar nia eitroffa, san oiwei de jingan.“ Die Formulierungen
„Haums g’soagt; hoads g’hoafn“ wären sicherlich auch eine eigene Untersuchung wert. Sie beziehen sich fast
immer auf eine normierende Instanz – der man folgen kann oder auch nicht –, die vorgibt, was zu tun ist und
nicht hinterfragt werden soll – ein dörflicher Codex von tradierten Vorstellungen vermischt mit einem einver-
leibten Verhältnis (untertänig und widersetzlich zugleich) zur Obrigkeit.
 - 74 Vgl. David Gaunt, Formen der Altersversorgung in Bauernfamilien Nord- und Mitteleuropas, in: Mitterauer/
Sieder, Familienforschung, wie Anm. 6.
 - 75 Gaunt, Formen der Altersversorgung, wie Anm. 74, 174–176; Planck, Eigenart der Bauernfamilie, wie Anm.
61, 196.
 - 76 „Anschreiben“: Im Übergabevertrag wird die Gattin des nunmehrigen Bauern an den Hof „angeschrieben“, das
heißt, ihre Miteigentümerschaft wird vor dem Notar vertraglich fixiert und in das Grundbuch eingetragen.
 - 77 Dadurch ersparte man sich einen Teil der Unterhaltskosten für das Kind und vor allem die Auszahlung eines
Pflichterbeitens bei der nächsten Hofübergabe.
 - 78 Weber-Kellermann gelangt zum Schluss, dass diesem Denken in wirtschafts- und arbeitsorganisatorischen
Bezügen auch das bäuerliche Selbstverständnis von Familie folge – als Verband derjenigen, die für den einzel-
nen Bauernhof durch ihre Arbeit und ihr Vermögen eine Rolle spielen. Vgl. Weber-Kellermann, Die deutsche
Familie, wie Anm. 54, 151.
 - 79 In historischen Quellen finden sich viele Beispiele der Weitergabe des Besitzes an Nichtverwandte. Ehmer hält
daher ein Verständnis des Ausgedinges als „hauswirtschaftliche Form der Altersversorgung“ für gerechtfertigt,
vgl. Josef Ehmer, Sozialgeschichte des Alters, Frankfurt am Main 1990, 29.